Lemberg, den 8. Januar 1933

Folge 2.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Ost-

Erscheint wöchentlich.

Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm - Zeile Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Der Kampf gegen das Weltübel

Ziffern der Weltnot

Erschütternde Tatsachen enthält der große Bericht, den das Internationale Arbeitsamt soeben den Regierungen der ihm angeschlossenen Staaten als Grundlage für die am 10. Januar 1933 beginnende internationale Konferenz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit übermittelt hat. Die Not dieses Winters, so heißt es in dem Bericht, werde alles übersteigen, was man in den letzten Notjahren bereits erlebt habe. In den großen Industriestaaten sei ein Viertel, in manchen Ländern ein Drittel der Arbeiterschaft erwerbslos. Die Feststellungen in 24 Ländern mit rund 24 Millionen Arbeitslosen hätten ergeben, daß die Unterhaltung dieser Arbeitslosenheere bisher etwa 84 Milliarden Reichsmark gekostet habe.

84 Milliarden Reichsmark... das wären also die unmittelbaren Kosten der Weltarbeitslosigkeit, aber es sind nicht im entferntesten die Verluste, die der Weltwirtschaft und den einzelnen Völkern aus diesem Weltverhängnis mittelbar entstanden sind. 24 Millionen Arbeitslose... das bedeutet nicht nur den Zwang zur Unterstützung, sei es auf Grund von Gesetzen, sei es auf dem Wege der freiwilligen charitativen Fürsorge, — das bedeutet außerdem den Verlust von mindestens noch einmal 84 Milliarden Reichsmark Kaufkraft an den Weltmärkten, das bedeutet Milliardeneinbußen der Staatskassen durch Einbuße von Steuern, das bedeutet Schwinden des Sparkapitals, Lähmung der Wirtschaftsinitiative durch Blutleere in ihren wichtigsten Organen...

Die internationale Konferenz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wird vor denselben Problemen, vor denselben unübersteigbaren Schranken stehen wie alle bisherigen internationalen Wirtschaftskonferenzen: mögen noch so vernünftige und heilsame Pläne entworfen und Resolutionen gefaßt werden — ohne die Herstellung der weltwirtschaftlichen Solidarität bleiben sie Papier und werden keinen Arbeitslosen in die Produktionsstätten zurückbringen. Erst wenn sich die Welt der Erkenntnis aufschließt, daß einmal die Herstellung jener internationalen wirtschaftlichen Solidarität nichts mit irgendwelcher Vernachlässigung oder gar Verleugnung nationalen Bewußtseins zu tun hat, daß andererseits die Beibehaltung der bisherigen Krisenabwehrmethoden nur noch tiefer ins Unglück hineinführen kann, wird man auf wirklich entscheidende Wandlungen hoffen können.

Die Siegermächte des Weltkrieges haben in den verflossenen drei Krisenjahren gering gerechnet das Hundertfache dessen verloren, was Deutschland an Reparationszahlungen in diesen drei Jahren geleistet hat (und ohne Hoovermoratorium zu leisten gehabt hätte); die Gesamtverluste der Weltwirtschaft aus der Weltkrise dürfen sich in diesen drei Jahren auf 500 Milliarden Reichsmark beziffern — das ist das drei- bis vierfache von dem, was die Reparationspolitiker der Entente in ihren ersten weitestgehenden Konzeptionen aus Deutschland herauspressen zu können geglaubt hatten. An diesen 500 Milliarden Verlusten der Weltwirtschaft durch die Weltkrise partizipieren die Siegermächte der Entente mit mindestens drei Vierteln des Gesamtbetrages. Es kann kaum etwas Eindringlicheres zum Beweis für den wirtschaftlichen Wahnwitz der Reparationsepoche geben, als diese nüchternen Rechnungen, deren Ziffern zwar um einige Dutzend Milliarden schwanken können, deren Gesamttendenz aber unbestreitbar richtig ist.

Das sind Ueberlegungen, die man an Hand des schwerwiegenden Berichtes des Internationalen Arbeitsamtes jetzt in Genf anstellt. Diese Ueberlegungen sind aber jetzt nicht mehr Argumentationen der Reparationsgegner, sondern aller, die sich ernsthafte Gedanken um die Zukunft der Weltwirtschaft und um die Möglichkeit der Bekämpfung des Weltübels der Arbeitslosigkeit machen. Man kommt auf die Weise zu der Erkenntnis, daß es künftig keine bessere und profitablere Wirtschaftspolitik geben kann, als eine, die zunächst den Versuch macht, die Irrtümer der vergangenen Epoche auszuräumen, die Methoden, die die Welt so in die Irre geführt haben, zu korrigieren und unter anfänglichen Opfern zur Herstellung eines vorläufigen Normalzustandes zu gelangen.

So ergeben sich gewisse schwache Hoffnungen dafür, daß der Kampf gegen das Weltübel, den die Internationale Arbeitskonferenz in den ersten Wochen des neuen Jahres nun ernstlich aufnehmen will, nicht ganz aussichtslos mehr ist. Der Druck des Verhängnisses lastet auf den wichtigsten Wirtschaftsstaaten der Erde jetzt annähernd gleichmäßig und selbst in den Staaten, die das volle Verhängnis noch nicht zu spüren bekommen haben, reift die Einsicht, daß sie unweigerlich in den Strudel hineingezogen werden würden, wenn sie nicht ihrerseits der Front der Einsichtigen sich anschließen.

Aus Zeit und Welt

Ohne Abrüstung keine Sicherheit

Norman Davis, der amerikanische Hauptdelegierte bei der Abrüstungskonferenz, traf am Sonnabend in Albany ein, wo er eine Besprechung mit Roosevelt hatte. Vor seiner Abreise hatte Davis eine lange Unterredung mit Hoover und Stimson über Fragen der Weltwirtschaftskonferenz und der Abrüstungskonferenz. Nach seiner Besprechung mit dem zukünftigen Präsidenten wird er nach Washington zurückkehren und seine Konferenzen im Weißen Hause wieder aufnehmen. Man hofft, daß sein Besuch bei Roosevelt den Weg zur Inangriffnahme des Schuldenproblems ebnen wird. Präsident Hoover hat inzwischen seine angekündigte Ferienreise nach Florida angetreten.

Eine Agenturmeldung aus Washington will berichten können, daß Staatssekretär Stimson dem amerikanischen Botschafter in Paris nach dessen Bericht über seine Unterredung mit Ministerpräsident Boncour die vertrauliche Weisung gegeben haben soll, er möge auf die französische Regierung einwirken, damit sie möglichst bald die Zahlung vom 15. Dezember nachhole. In der Meldung heißt es weiter, die Zahlung müßte ohne Vorbehalt erfolgen, da die jetzige amerikanische Regierung nicht in der Lage sei, Versprechungen über mehr als drei Monate zu geben.

*

Gouverneur Roosevelt und Norman Davis erörterten bei ihrer bereits gemeldeten Zusammenkunft die Abrüstungsfrage, die Weltwirtschaftskonferenz und die Probleme der Abänderung der Währungsstabilisation und die Auswertung des Silbers. Norman Davis erklärte nach der Besprechung:

> **Wir brauchen Abrüstung, um das Vertrauen wieder herzustellen, denn Vertrauen bedeutet Kreditgewährung, und Kredit ist die treibende Kraft des Handels.**

Er erklärte ferner, die Weltwirtschaftskonferenz werde bei ihrem Zusammentritt Anfang nächsten Sommers nur dann wirksame Arbeit leisten können, wenn sich die Hauptmächte über ihr Vorgehen geeinigt haben. Roosevelt soll, wie es weiter heißt, in dieser Unterredung die These vertreten haben,

> **das Gefühl der Sicherheit zwischen den Nationen werde in genau dem Maße zunehmen, in dem die Zahl der Kriegswerkzeuge vermindert werde.**

Er habe in diesem Zusammenhang an eine Bemerkung Clemenceaus in Versailles erinnert,

daß Frankreich sicher sein werde, sobald die Gewähr bestehe, daß es mit Deutschland keinen Krieg haben werde. Davis soll erwidert haben, er habe eine günstige Wendung in der Haltung der französischen Politik gegenüber Deutschland wahrnehmen können. Hinzugefügt habe er, er glaube, daß trotz des japanischen und französischen Widerstandes eine Abschaffung der U-Boote möglich sein werde. Schließlich sei Davis noch für eine französisch-italienische Vereinbarung entsprechend dem Londoner Vertrag für die Abschaffung von Bombenflugzeugen, Giftgas und beweglicher schwerer Artillerie, sowie für das Verbot von Bombenangriffen eingetreten.

Herriot gegen die Zahlungsverweigerung

In einer Versammlung in Lyon sprach Herriot vor seinen Wählern seinen Stolz darüber aus, im Kampf um die Einhaltung der Verpflichtungen Frankreichs gefallen zu sein. Er erklärte, es sei unmöglich, die guten Beziehungen zu Amerika, das 75 000 seiner Bürger auf französischen Schlachtfeldern verloren habe, wegen 480 Millionen zu gefährden, wenn diejenigen, die gegen die Zahlung stimmten, 300 Millionen für Ungarn und 2 Milliarden für die Bankenstützung bewilligten. Herriot zeigte sich wegen der Folgen eines Bruches und einer endgültigen Zahlungsverweigerung besorgt und betonte, daß er den Kampf unermüdlich fortsetzen werde.

Der Gouverneur der Bank von England, Montagu Norman, der sich gegenwärtig an der Cote d'Azur aufhält, hatte zwei eingehende Besprechungen mit Poincaré, der ebenfalls zur Erholung in Südfrankreich weilt.

Jubeljahr 1933

Weihnachtsansprache des Hl. Vaters

Am 24. Dezember empfing der Hl. Vater das Kardinal-Kollegium zu der traditionellen Entgegennahme der Weihnachtswünsche. In seiner auch durch Rundfunk übertragenen Ansprache an das Kardinalskollegium kündigte der Papst an, daß das nächste Jahr, in dem sich zum 1900. Male der Todestag Christi jährt, wie jetzt auch als Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung angenommen werden könne, als Jubeljahr zur Erinnerung an dieses bedeutendste Ereignis begangen werden soll. Das Jubeljahr soll am Palmsonntag beginnen und mit dem Palmsonntag 1934 sein Ende finden. Die ganze Menschheit soll eingeladen werden, sich an diesen Feiern zu beteiligen, damit sie von den politischen Streitigkeiten abgelenkt werde. In diesem Zusammenhang erwähnte der Papst den Streit um die Kriegsschulden und die Abrüstung. Die Verschärfung der wirtschaftlichen und finanziellen Krise und das Andauern der politischen Schwierigkeiten, das sich im letzten Jahr gezeigt habe, wurde vom Hl. Vater lebhaft beklagt.

Vor der Ansprache des Papstes hatte ihm das Kardinals-Kollegium seine Weihnachtsglückwünsche dargebracht.

In seiner Antwort erwähnte der Hl. Vater auch die Verfolgung der Kirche in Spanien, Mexiko und Rußland. Die Zwietracht unter den Völkern und Staaten und das Andauern der wirtschaftlichen Weltkrise seien Erscheinungen unserer Zeit, die ihm den größten Schmerz bereiteten. Er wies aber auch auf den Trost hin, den ihm das Wirken der göttlichen Vorsehung, die erfolgreiche Arbeit der Kirche, besonders die Entwicklung der Mission und der Katholischen Aktion sowie der Weihnachtswaffenstillstand zwischen Bolivien und Paraguay bereitet habe.

Darauf sprach der Hl. Vater seine Segenswünsche für die Kirche und alle Gläubigen aus und wies dann auf die Auferstehung Christi hin, aus welchem Grunde im kommenden Jahr 1933 der 1900. Jahrestag des Todes unseres Herrn feierlich begangen werden solle.

Die Welt beruhigt sich

In einer seit vielen Jahren zur Tradition gewordenen Weihnachtsbetrachtung in der Festnummer des „Pester Lloyd" weist Graf Albert Apponyi darauf hin, daß sich aus dem sehr verworrenen Weltbild der Gegenwart die merkliche Tendenz zur Beruhigung bei den beiden kontinentalen Hauptmächten, Frankreich und Deutschland, hervorhebe. Sowohl die glatte Erledigung der französischen Ministerkrise, als die Gewähr für die Fortsetzung der durch Herriot eingeleiteten Politik, ferner die entgegenkommende Haltung der Vereinigten Staaten in dem Streit um die Kriegsschulden bildeten ein Element der Beruhigung, desgleichen die Erscheinungen, die die ersten Wochen des Kabinetts Schleicher in Deutschland kennzeichnen. Graf Apponyi betont, daß er selten eine programmatische Regierungserklärung mit solcher Befriedigung, mit einem solchen Empfinden, Grundgescheites gelesen zu haben, aufnahm, wie die Rundfunkrede des Reichskanzlers. „Es sprach daraus eine solche innerliche Ruhe und Ueberlegenheit, eine solche Abwesenheit jeglicher Nervosität, eine solche Versöhnlichkeit, ohne jede Schwäche, daß man von einem gewissen wohltuenden Gefühl der Sicherheit erfüllt wird, das wohl auch in die allgemeine Stimmung in Deutschland eingedrungen sein mag. Dafür spricht der glatte Verlauf aller Präliminarien im Reichstage und die verhältnismäßig friedliche oder doch ruhige Haltung der Parteien."

Daß die Weiterentwicklung dieser Entspannung, fährt Graf Apponyi fort, seitens der übrigen Mächte, besonders seitens Englands und Italiens, eine Störung erfahren sollte, ist ausgeschlossen, befolgen doch diese beiden Mächte konsequent eine Politik internationaler Beruhigung und Ausgleichung. Im Mittelpunkt jener Anzeichen, die auf eine internationale Entspannung schließen lassen, liegt aber das Uebereinkommen der fünf Großmächte über die Gleichberechtigung der Sieger und Besiegten in der Frage der allgemeinen Rüstungsbeschränkung. Graf Apponyi nennt dies den ersten Schritt, dem noch viele folgen müßten, damit das Ziel als erreicht gelten könne. Die erste organische Bedingung eines gesicherten Friedens sei, daß es keine für irgendeine Nation unerträgliche Zustände gebe. Denn sonst bestehe eine ständige Kriegsgefahr, die nicht einer Eroberungs- oder Herrschsucht, sondern dem naturnotwendigen Triebe der Selbsterhaltung entspringe. Für eine bewußte Nation aber gebe es keine unerträglichere Lage, als die der rechtlich konstruierten Inferiorität. Es sei kein unberechtigter Optimismus, wenn man annehme, daß die Mächte, die den Entschluß zuwege gebracht haben, der für einige von ihnen gewiß mit Selbstüberwindung verbunden war, die Sache ernst gemeint haben und den Ruhm dieser ihrer Tat nicht durch Zweideutigkeiten in der Ausführung schmälern lassen werden.

Polnisch-russischer Nichtangriffspakt in Kraft

Im Warschauer Außenministerium hat der Austausch der diplomatischen Urkunden über die Ratifikation des am 23. Juli 1932 in Moskau unterzeichneten polnisch-russischen Nichtangriffspakt stattgefunden. Den Austausch der Noten nahmen von polnischer Seite der Außenminister Oberst Beck, von russischer Seite der russische Gesandte in Moskau, Owsiejenko, vor. Der Vertrag ist mit dem Austausch der Ratifikationsurkunden in Kraft getreten.

Das Ergebnis der vom Unterstaatssekretär Szembek in den letzten Tagen in Bukarest

Seelchen

Von J. W.

Einer einsamen Frau war ihr einziges Kind gestorben. Es lag nun mit kalten und starren Gliedern zwischen Feldblumen und Heidekraut gebettet, und um den kleinen Mund hatte es ein Lächeln, als freue es sich, nun ewig schlafen zu können. Auf das goldblonde Köpfchen hatte ihm die Mutter ein Kränzlein aus Dornröschen gedrückt. Die Seele des Kindes aber war davongeflogen, hauste nun zwischen Wolken und Sternen und hatte Englein zu Gespielen, sang und sprang mit ihnen auf der großen Himmelswiese. Ihr Mütterlein dort unten auf der Erde hatte es vor lauter Himmelslust ganz vergessen. Da trat ein lichter Engel an das Seelchen heran und führte es an eine kleine Oeffnung in der Wolkenwand.

„Sieh dort hinunter Seelchen," mahnte er und wies mit der Hand auf ein Fleckchen Erde. Seelchen erkannte sein Mütterchen in schwarzer Kleidung, das auf dem Erdboden kniete und das Kreuz auf einem kleinen Hügel umfaßt hielt. Seelchen wurde todestraurig. „Mein Mütterlein," flüsterte es bang, und sein Stimmchen zitterte. Der Engel legte ihm segnend die Hand auf den Kopf. „Vergiß dein Mütterchen nicht über all den Freuden, die dir in Gottes Gärten blühen. Tröste es und hilf ihm den Schmerz überwinden!" „Darf ich mein Mütterchen besuchen?" fragte das Seelchen. Der Engel nickte Gewährung: „Doch gib dich ihm nicht zu erkennen, nur laß es ahnen, daß der Trost von Gott kommt."

Seelchen breitete nun seine Schwingen aus und flog hinunter zu seinem Mütterchen. Es stellte sich neben die Knieende, und sein warmer Odem umhauchte sie. Da weinte die Mutter auf. „Mein Kind, mein Kind, wo bist du?" Das Seelchen, das seine Mutter trösten wollte, sah ein kleines Eichkätzchen unten auf dem Stamm eines Baumes sitzen. Seelchen ging hin und hauchte es mit seinem Atem an. Da huschte das Eichkätzchen näher, setzte sich am Fußende des Grabes nieder und guckte die Mutter mit seinen klugen Samtaugen an. Die Weinende aber wurde still, faltete die Hände und sagte leise: „Die Augen meines Kindes haben mich durch das Eichkätzchen angeschaut." Sie trocknete die Tränen und ging still nach Hause. Seelchen aber flog glücklich in den Himmel zurück und nahm sich vor, sein Mütterlein täglich zu besuchen und nicht eher zu ruhen, als bis es getröstet war.

Als es nächsten Tag um dieselbe Zeit durch das Wolkenfensterchen blickte, sah es die Mutter wieder weinend auf dem Friedhofe knieen. Die Blumen auf dem kleinen Grab waren ganz welk, den die Sonne hatte während des Tages sehr heiß geschienen. Die Mutter benetzte die hängenden Köpfchen mit ihren Tränen und empfand bitter, als wäre ihr Kind zum zweitenmal mit diesen Blüten gestorben. Seelchen sah den Schmerz seines Müterchens, flog zu einem Wölkchen und bat es, schnell mit ihm zu kommen und die welken Blumen zu erfrischen. Die Wolke erhörte die Bitte der kleinen Seele und labte die Blumen, daß sie ihre Köpfchen wieder munter hoben und die Sonne anlachten. Mütterchen aber faltete die Hände: „Hast du mein Seufzen gehört mein Kind und mir diesen Regen geschickt? Ich will dich nun und nimmer vergessen!" Und still ging sie nach Hause.

Vergebens wartete Seelchen am nächsten Tage auf sein Mütterchen. Der Platz am Grabe blieb leer. Da flog Seelchen zum kleinen Haus, das es mit seiner Mutter bewohnt hatte und sah, daß Mütterchen viel Arbeit hatte und deshalb nicht gekommen war. Still stellte sich Seelchen in eine Ecke und sah seinem fleißigen Mütterchen zu. Dieses aber ließ plötzlich die Arbeit ruhen, kam zur Stelle, wo Seelchen stand und flüsterte: „O Gott, mir war es doch, als müßte ich hier mein Kind finden." Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf. Seelchen umfaßte sie, und sein Atem glitt über das Gesicht der Weinenden, daß sie ihn wie eine warme Welle empfand. Sie breitete die Hände aus und rief: „Wenn ich dich auch nimmer sehe, mein Kind, ich fühle es, dein Geist umweht mich!" Sie ließ die Arbeit ruhen, eilte in den Wald, brach Heckenrosen, die ihr Kind so geliebt hatte, und brachte sie dem Gekreuzigten, dessen Bild in der Kapelle hing. Hier kniete sie nieder und betete: „Großer Gott, ich erkenne deine Güte. Du hast mein Kind zu dir genommen, um es vor allem Erdenleid zu bewahren. Hab' Dank dafür. Ich will dich loben und preisen. Amen." Seelchen aber flog in den Himmel zurück, trat vor den Engel und sagte: „Ich habe mein Mütterchen getröstet, es wird nun Ruhe finden in Gott!"

unternommenen Vermittlungsversuche im russisch-rumänischen Konflikt ist nicht bekannt geworden. Es scheint nicht erheblich zu sein, denn Szembek benutzte seinen Bukarester Besuch jetzt gleich zur Erledigung seiner Abschiedsbesuche.

Massenausweisung polnischer Arbeiter aus Frankreich

Wie der französische Arbeitsminister einer polnischen Arbeiterdelegation erklärte, sollen 50 000 polnische Arbeiter wegen Arbeitsmangels aus Frankreich ausgewiesen werden. Die Kosten der Rückkehr nach Polen werden aus einem besonderen Fonds des französischen Innenministeriums gedeckt werden, und zwar erhalten die Arbeiter Eisenbahnfahrkarten bis Bentschen. In Polen ist man durch diese neue Belastung des polnischen Arbeitsmarktes sehr überrascht worden. Man ist nicht gut auf Frankreich zu sprechen, das auf diese Weise seine brüderlichen Gefühle für Polen zum Ausdruck bringt.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Aufführung). Der jetzigen trüben, sorgenvollen Zeit Rechnung tragend, hat die „Liebhaberbühne" für den 15. und 22. Januar 1933 einen humorvollen Schwank ausgewählt, der uns auf einige Stunden Kummer und Gram vergessen lassen wird. Dafür sollten wir der Leitung der Liebhaberbühne Dank zollen und zwar dadurch, daß wir uns alle an diesen beiden Tagen im neuen Bühnensaal einfinden. Beginn um 5 Uhr nachm.; Vorverkauf immer ab Donnerstag vor einer jeden Aufführung im „Dom"-Verlag, Zielona 11, in der Zeit von 5— 6 Uhr nachm.

Stanislau. (Erste Aufführung auf der Bühne des „Deutschen Hauses in Stanislau".) Die Aufführung des Lustspieles „Der Raub der Sabinerinnen" von Schönthau, die am zweiten Weihnachtstage auf der Bühne des Deutschen Hauses stattfand, war für das Stanislauer Deutschtum ein Ereignis, das sich würdig an das Oratorium „Die Jahreszeiten" von Haydn, das anläßlich der Hundertfünfzigjahrfeier und Einweihung des Saales geboten wurde, anschließt. Die Darsteller und besonders der Spielleiter haben sehr Gutes geleistet. Die Bühnenausstattung war schön und geschmackvoll. Wieder konnten wir sehen, daß viel opferfreudige Arbeit geleistet wurde und immer wieder geleistet wird, daß trotz der allgemeinen Verflachung der Lebensanschauungen es immer noch viele gibt, die das Leben ernst auffassen, die ihre Freude in selbstloser Arbeit suchen, daß es in unserer Gemeinde viele gibt, die das Deutsche Haus in erster Linie als Stätte für kulturelle Arbeit innerhalb unseres hiesigen Deutschtums ansehen.

Die Spielleitung hat sich zur Aufgabe gemacht, in erster Linie das Beste der Schöpfungen des deutschen Kulturlebens darzubieten. Als Einleitung diente das Oratorium Haydns, das Mitte Januar wiederholt werden soll. Es sollen eine Reihe ernster Aufführungen vorbereitet werden. Von Zeit zu Zeit soll aber des Lebens Ernst gesunder Lebensfreude und dem Humor weichen, und diesem Zwecke sollte auch die Aufführung des Stückes „Der Raub der Sabinerinnen" dienen. Das Stück sollte Mitte Dezember aufgeführt werden, die Aufführung mußte aber wegen Erkrankung einer der Darstellerinnen verschoben werden.

Nachdem die Stanislauer Gemeinde jahrelang unter dem Mangel eines würdigen Saales und einer entsprechenden Bühne gelitten hatte, ist es nun dank der opferwilligen Mithilfe aller hiesigen Deutschen möglich geworden, ein Fest, wie das am zweiten Weihnachtstage im großen, schönen eigenen Heim zu feiern. Leider hat aller Opferwille es nicht verhindern können, daß der Saal nur mit Hilfe einer beträchtlichen Summe geliehenen Geldes fertiggestellt werden konnte, und viel muß noch geopfert und gearbeitet werden, bis wir den Saal ganz eigen nennen können. Es sollte keiner ferne stehen, jeder sein möglichstes leisten, auch die Glieder der Gemeinde, die das Leben in die Fremde geführt hat. Jeder Groschen ist gut genug. Zögert nicht, tragt dazu bei, daß das Deutsche Haus in Stanislau bald schuldenfrei werde. B. D.

Stryj. (Soldatenfeier.) Nach alter Tradition veranstaltete unser Frauenverein am zweiten Weihnachtstage nachmittags um 4 Uhr im kleinen Festsaale des evangelischen Gemeindehauses eine schöne und erhebende Soldatenweihnachtsfeier. 21 Soldaten der hiesigen Garnison hatten sich zu dieser Feier eingefunden. Die strahlenden Christbäume, die weißgedeckten Tische mit den bunten Weihnachtstellern, gaben dem Saal ein recht weihnachtliches Gepräge. Herr Oberlehrer Wagner, Herr Pfarrer Ladenberger und Herr Professor Dr. Wagner aus Lemberg begrüßten die Glaubens- und Volksgenossen aus Galizien, Kongreßpolen, Oberschlesien und Posen, die hier in Stryj ihre Militärdienstzeit verbringen und brachten Weihnachtsstimmung in die Herzen der jungen Männer. Sie sollten mit uns, fern von der lieben Heimat, deutsche Weihnachten feiern. So manch einer, der in diesen Tagen mit Wehmut nach Hause dachte, wurde wieder fröhlich bei dem Gesang der alten, lieben Weihnachtslieder, ja er fühlte sich bei uns wie zu Hause. Es war ein fröhliches Beisammensein und die strahlenden Gesichter zeugten davon, wie dankbar sie waren, außerhalb der Kasernen, unter Glaubens- und Volksgenossen, Weihnachten zu feiern. Sie wollten gar nicht aufhören zu singen, denn Weihnachten ließ sie alles andere vergessen. Der Frauenverein hatte dazu verholfen, den lieben Vaterlandsverteidigern den Tisch schön zu decken und ihnen kleine Weihnachtspaketchen in die Kasernen mitzugeben. Es war eine wunderbare Stimmung, die das Auseinandergehen sehr schwer machte. Erst um 8 Uhr abends brach man auf mit dem Gefühl, daß diese Feier zur Festigung des Freundschaftsbundes mit den Brüdern in Kongreßpolen, Oberschlesien und Posen gewiß beitragen mußte, aber auch in der Ueberzeugung, daß der Stryjer evangelische Frauenverein einen der schönsten Arbeitstage der Nächstenliebe erlebt hatte.

Diese Feier hat uns wieder gezeigt, daß wir Aufgaben haben an unseren Glaubensbrüdern im bunten Rock, die längere oder kürzere Zeit hier in der Stryjer Garnison verweilen. Ein gemeinsames Band soll uns alle zusammenschließen, damit wir eine feste protestantische Gemeinschaft werden. O. D.

Stryj. (Christfeier.) Da der Raum unserer Kirche viel zu klein ist, um an Festtagen die Besucher zu fassen, so wurde beschlossen, am Heiligen Abend die Christfeier in unserem großen deutschen evangelischen Gemeindehause abzuhalten. Man war fleißig bemüht, dem geräumigen Saale dementsprechend sein Gepräge zu geben. Rührige Hände waren schon lange vorher beschäftigt, heuer auch einmal allen Kindern des Stryjer Pfarrsprengels eine kleine Ueberraschung zuteil werden zu lassen. Zwei helleuchtende, einfach geschmückte Christbäume zierten den großen Festsaal. Um 5 Uhr begann die Feier. Gemeinde- und Kinderchöre, Ansprachen und Deklamationen beim Licht der Weihnachtskerzen, das ewig alte Weihnachtsevangelium, gaben dem Abend so recht sein Gepräge: „Heiliger Abend". Nach Schlußgebet und Gesang fand die Gabenverteilung statt. Das beim Ausgange eingebrachte Opfer wurde für unsere baufällige Kirche bestimmt. O. D.

Stryj. (Weihnachtsvorstellung.) Wie alljährlich, so fand auch dieses Jahr im großen Festsaale des deutschen evangelischen Gemeindehauses am 18. Dezember d. Js. um 4 Uhr nachmittags eine Weihnachtsvorstellung mit einem sehr reichhaltigen Programm statt. Der geräumige Saal war fast bis auf das letzte Plätzchen besetzt, denn die Weihnachtsvorstellung der hiesigen evangelischen Schuljugend ist als christliche Erbauungsvorstellung den Stryjer Gemeindemitgliedern schon lange bestens bekannt. Ergriffen lauschte jeder den herrlichen Weihnachtsliedern: „Stille Nacht, heilige Nacht", „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all", „Sei gegrüßt, heil'ge Nacht" und „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind". Zwischen die Weihnachtslieder waren aus der reichen Fülle unserer deutschen Weihnachtsliteratur einige Gedichte eingestreut worden und die lieben Sänger und Sängerinnen, wie auch die Vortragenden, hatten ihre, oft ziemlich schwierigen Aufgaben, wirklich gut und schön ausgeführt. Schön und wirkungsvoll waren auch die Gedichte und Spiele der Kleinen vom Kindergarten und von der ersten Volksschulklasse. Fast jedes Kind sagte ein kleines Gedichtchen auf zur hellen Freude der Anwesenden. Hörte man es doch, daß diese Kleinen kaum das Sprechen gelernt haben. Allgemeinen Beifall fanden auch die Spiele und Aufführungen der Schuljugend: „Der armen Kinder Weihnachtsmann" (ein Weihnachtsmärchen in 5 Bildern). Gut gelungen ist auch die Aufführung des Stückes: „Wie das Christkindlein Gebete erhört" (ein Weihnachtsstück in 3 Bildern), von unserer Mittelschuljugend. Befriedigt zogen die Gemeindemitglieder nach Hause. Der Ertrag dieser Vorstellung deckte die Ausgaben der Schuljugend für die Weihnachtsvorstellung und andere nötigen Sachen. Möge uns der Allmächtige solch wahre Weihnachtsfreude für alle Zeiten erhalten!

O. D.

Stanislau. (Ein lieber Gruß). Zur 150-Jahrgedenkfeier in unsrer Gemeinde schickte uns Herr Lehrer Hans Dreßler aus dem Buchenlande einen schönen Gruß, den auch Herr Pfarrer Schick mit anderen Grüßen am 2. Festtag abend verlas. Herr Hans Dreßler ist ein Sohn unserer Gemeinde und uns allen noch in lieber Erinnerung. Sein Brief sei um seines Inhaltes wegen wiedergegeben:

Illischestie, den 11. Oktober 1932.

Geschätzte Landsleute!

Die Einladung zu Euren Festen am 15. und 16. d. M. hat mich mit Dank, Freude und Stolz erfüllt.

Mit Dank gegen Gott, daß er Euch durch alle die schweren Zeiten eines Jahrhunderts erhalten, vermehrt und in jeder Hinsicht gestärkt hat; mit Freude, ob Eures unermüdlichen Aufwärts- und Vorwärtsstrebens und mit Stolz, weil auch ich mich als Sohn dieser deutschen Mustergemeinde betrachten darf.

Gern wäre ich zu Euch geeilt, um wenigstens einige Stunden mit Euch zu sein. Leider will mein hartes Schicksal mir dieses große Glück jetzt nicht gönnen und vertröstet mich auf spätere, auf bessere Zeiten.

Im Geiste aber bin ich bei und mit Euch und feiere Eure Feste, und zwar seit einigen Tagen schon, indem ich mich mit Hilfe meiner Einbildungskraft und meines Erinnerungsvermögens zurückversetze in die ersten Jahre meines Daseins, in die Tage meiner ersten Volksschulzeit, da man ein bewußtes Deutschtum in Stanislau noch nicht kannte; in die Tage der Gründung des evangelischen Kirchenchors durch den, damals noch Junggeselle gewesenen, Herrn Superintendenten D. Zöckler. Eines der ältesten Liederbücher dieses ersten deutschen Gesangvereins in Stanislau, das „Singvöglein", ist heute noch in meinem Besitze und hat mich schon oft an die Worte erinnert, die der damalige Leiter des Chores, Herr D. Zöckler, seinen Sängern eines Abends sagte und die gelegentlich mein lieber Vater, meiner teuren, leider zu früh verstobenen Mutter wiederholte: „Ich fahre jetzt bald für kurze Zeit nach Deutschland, um mir ein lebendiges Singvöglein mitzubringen." Dann kam die Gründung der deutsch-evangelischen Volksschule in Stanislau, und ich hatte noch das Glück, einer ihrer ersten Schüler zu sein. In diese Zeit war auch mein erstes Nachdenken über mein Volk gefallen. Den Anlaß hatte dazu eine Parade der Stanislauer Feuerwehren zum Florianifest gegeben. Unter den vielen blankgeputzten Spritzen sah ich auch „unsere" und bemerkte auf derselben zum ersten Male die Aufschrift: „Deutsche Kolonie bei Stanislau". Das Wort „deutsche" wurde mir noch an demselben Nachmittag von meinem Vater erklärt, und seit damals wußte ich, was ich bin. Besonders kostbar ist mir die Zeit der völkischen Aufrüttelung der Deutschen in dem ehemaligen Galizien. Alles steht noch lebendig vor mir und gruppiert sich um Personen, die zum größ-

ten Teile auch heute noch im Mittelpunkte der völkischen Arbeit stehen. Was mich bei dieser Rückschau besonders befriedigt, ist das Bewußtsein, daß auch ich mit meiner schwachen Kraft überall dabei sein durfte und ein Sandkörnlein beitragen konnte zu Eurem stolzen, völkischen Bau.

Und bezüglich Eures Heimes, Ihr lieben Landsleute, da kann ich mich auch noch an etwas erinnern. Es war gegen Ende Dezember des Jahres 1910. Da saßen an einem Abende im Gasthause „Helmich“ der verstorbene Kurator, Herr Christian Hargesheimer, der jetzige Kurator, Herr Christian Dreßler, und meine Wenigkeit. Unsere Gespräche galten der Not unseres Volkes, wobei wir auch auf die Notwendigkeit der Errichtung eines deutschen Heimes in Stanislau zu sprechen kamen. Ich erzählte, wie wir es in Baginsberg, wo das erste deutsche Haus in Galizien entstanden war, angefangen hatten. Ich war mit meinen Ausführungen noch nicht fertig gewesen, als Herr Christian Hargesheimer in die Tasche griff und ein Fünfkronenstück als Beitrag für die Sammlung eines Fondes zum Baue eines Deutschen Hauses in Stanislau auf den Tisch legte. Herr Christian Dreßler und ich legten schweigend zwei und eine Krone dazu, und so war der Anfang zu einem großen Werke gemacht . . .

Und so könnte ich aus meinen jetzigen Festtagen noch manchen erbaulichen Augenblick aus vergangenen Zeiten anführen. Ich fürchte aber, daß ich Euch damit zu aufdringlich werden könnte. Verschweigen kann ich es aber nicht, daß ich stets auch gern des Stanislauer „Frohsinns“ gedenke.

Und so reproduziert sich die Kette meiner Erlebnisse lückenlos weiter und wird ihren Abschluß in den Tagen Eures Gedenkens finden. Es tut mir wohl, dieses Zurück- und Ueberdenken, und ich danke Euch, daß Ihr mir dazu Gelegenheit gegeben.

Gott führe Euch weiterhin und segne alle Eure gerechten Handlungen!

Mit deutschem Gruße auch im Namen unserer Ortsgruppe

Euer treuer

H. Dreßler.

Zur Jahreswende

Das alte Jahr ging schon zu Ende,
die Turmuhr kündet Mitternacht
und eine neue Jahreswende
beginnt mit unsichtbarer Macht,
das künft'ge Jahr zu festen Normen
des weit'ren Lebens uns zu formen.

Wir stehen da und schau'n zurücke
auf das vergang'ne alte Jahr;
einst träumten wir vom stillen Glücke,
von einer Besserung fürwahr.
Die vielen Träume sind entschwunden
im Kampf vergang'ner Lebensstunden.

Enttäuschung blieb in uns'ren Herzen,
es kam nicht das, was wir erhofft;
es kam vielmehr die Zeit der Schmerzen,
die wir durchkostet nur zu oft;
es kam die Not und die Entbehrung,
die ersten Zeichen der Verheerung.

So steh'n wir an der Jahreswende,
von Furcht und Bangigkeit erfüllt;
was nützt uns aller Fleiß der Hände,
wenn uns're Zukunft fest umhüllt . . .
wenn alle Lebensgründe wanken
vor bösen finsteren Gedanken!

Und doch darf unser Mut nicht weichen
vor uns'res bösen Feindes Rott',
denn es fehlt dennoch nicht an Zeichen,
daß unser ewigreiche Gott
den Sieg wird einmal doch erringen
und unsern Erdenfeind bezwingen. — — —

Drum wollen wir nur Gott vertrauen,
der alles führet recht und klar;
auf seinem Grunde Festen bauen
für uns in diesem neuen Jahr. —
Mag da auch kommen, was noch will,
bei Gott wird jede Klage still. — — —

Hagen.

Um die kleine Stadt

Wie selbstzufrieden müßt ihr sein, ihr Menschen der kleinen Stadt! Wie wendet sich euch der Frieden einer unfaßbaren Feierlichkeit zu! Wie schwebt eine Wohligkeit um euch! Wie hält euch ein undurchsichtiger Schleier des Glücks umfangen!

Kennt ihr die Welt? Kennt ihr das Hasten, das Jagen, das Raffen um Sold? Kennt ihr das Pfeifen, das Knirschen, das Hämmern, das Schleifen, das Zischen des Maschinenhauses Großstadt?

Nein, Freund! Wir kennen aber das Wesen Kleine-Stadt. Sieh es recht!

Weiß ist sein Haar. Regen, Schnee und Sonne haben es gebleicht. Struppig hängt es um den dürren Schädel. Schweiß klebt es zusammen.

Hart ist das Auge, stählern. Gerade und hart.

Schau in das Gesicht! Wind und Wetter haben es zerrissen, runenhaft. Kannst du sie deuten?

Gebeugt ist seine Gestalt. Unerbittlich zieht sie die Erde zu sich nieder. Langsam, aber mit unwiderstehlicher Gewalt, bis . . .

Fasse die Hände! Schwielen und Furchen. Tiefe, fest eingegrabene Furchen, die nie vergehen. Ein Pflug hat sie gezogen, der härter ist und ausdauernder als Eisen und Stahl.

Schwer und müde tragen die Beine den Körper. Schritt um Schritt nur stolpern sie über das holprige Pflaster. Eine unsichtbare Last hemmt ihren Lauf.

Vielleicht hast du es schon gesehen, das Wesen Kleine-Stadt. Gehört wohl noch nicht, denn nur selten öffnet es den Mund zu kargem Wort.

Es ist etwas Sonderbares um die kleine Stadt.

F. K.

Zeitschriften

Kriegserlebnisse in Flandern. — Der von der Bühne wie vom Film gleich berühmte Schauspieler Paul Wegener erzählt in der „Neuen J. Z.“ seine Erlebnisse als Frontsoldat. Diese Schilderung kann vielleicht als die stärkste Darstellung des Krieges, wie er wirklich war, angesprochen werden. Wer daher den Menschen Paul Wegener näher kennenlernen will, dem bietet sich die Gelegenheit hierzu durch ein Abonnement der „Neuen J. Z.“. — Hochinteressante Aufnahmen einer Bergexpedition im Gebiet des 6138 Meter hohen Mc. Kinley in Alaska geben dem Leser ein ergreifendes Bild über die Schwierigkeiten, mit denen die Forschungs- wie auch Bergungs-Expedition zu kämpfen hatte. -- Aktuelle Ereignisse der Gegenwart, Moden für die Dame, eine Preisaufgabe und ein vielseitiger Rätselteil vervollständigen den Inhalt der Neuen J. Z. — Für 20 Pfg. wöchentlich bietet die N. J. Z. ihren Lesern wirklich viel. Probeheft vom Verlag Berlin SW. 68, Ritterstraße 50.

Landwirtschaftlicher Taschenkalender für Polen 1933

Verlag Kosmos, Poznań, Zwierzyniecka 6
Preis 4,50 Złoty

Der „Landw. Taschenkalender für Polen“ liegt nunmehr im 3. Jahrgang vor. In seiner Art ist er **der einzige Taschenkalender in deutscher Sprache, der in Polen erscheint.** Inhaltlich ist er nicht nur den besten reichsdeutschen Kalendern zur Seite zu stellen, sondern für den Gebrauch durch den deutschen Landwirt in Polen den reichsdeutschen Kalendern durchaus vorzuziehen. Die in ihm aufgenommenen Tabellen und Angaben sind nämlich ausschließlich auf polnische Verhältnisse zugeschnitten. Infolgedessen enthält der „Landw. Taschenkalender für Polen“ keine Angaben, die für den hiesigen Landwirt unbrauchbar sind. Im Gegenteil sind die Artikel und Tabellen über Steuer- und Sozialgesetze, die ein reichsdeutscher Kalender natürlich nicht enthält, von so großer Wichtigkeit, daß sie **der hiesige Landwirt unbedingt bei der Hand haben muß.**

Für den Großlandwirt und seine Beamten ist der Taschenkalender das unentbehrliche Grundbuch für alle ersten Notizen auf dem Felde und dem Hofe. Für den Kleinlandwirt ist er schlechthin das Hauptbuch, das bei sorgfältiger Führung zuverlässige Auskunft über Vermögenslage, Umsatz und Einkommen gibt und damit zweifellos als wertvolle Unterlage für Steuererklärungen dienen kann. Die übersichtliche Einteilung, die Reichhaltigkeit der Tabellen und die vielen anderen Hinweise für die tägliche Praxis in der Wirtschaft machen den Kalender zum wichtigsten Handbuch für den praktischen Landwirt. Der Preis für das umfangreiche, in dauerhaften Leinenband gebundene Werk ist so niedrig, daß die Anschaffung auch dem kleinen Landwirt durchaus möglich ist, zumal reichsdeutsche Kalender infolge des Zolls bedeutend teurer sind. **Eine Anschaffung des Kalenders, den jede Buchhandlung zur Ansicht vorlegt, kann deshalb nur dringend empfohlen werden. Erhältlich im „Dom“-Verlag, Lemberg, Zielona 11.**

Beyer-Band 251 „Häkeleien für Bettwäsche“.

Ein Geschenk, das jeder jungen Hausfrau willkommen sein wird, ist der soeben erschienene Beyer-Band 251 „Häkeleien für Bettwäsche“. Eine reiche Auswahl von Spitzen und Einsätzen in ganz neuen Formen bringt dieses schöne Heft, teils in Filethäkelei, teils aus der Technik heraus gebildet. Ein leichtes Nacharbeiten ist durch die äußerst klaren Abbildungen, ergänzt durch ausführliche Beschreibungen, zum Teil auch durch Zählmuster gegeben. Wertvoll sind auch die Anregungen, wie die Bettwäsche mit diesen Häkeleien verziert wird. Hierfür sind mannigfache Skizzen enthalten, die jeden nach seinem Geschmack etwas finden lassen. Ausführlicher Arbeitsbogen liegt dem Band bei, der für 90 Pfg. überall erhältlich ist, notfalls wende man sich an den Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Erato, 5. Pamir, 10. Reh, 11. Marconi, 12. Berka, 14. Ohnet, 15. Iris, 17. Ast, 18. Tete, 20. Laut, 22. Isel, 24. Leer, 26. Per, 28. Toga, 30. Adana, 32. Anger, 35. Senegal, 36. Ena, 37. Enare, 38. Arras.

Senkrecht: 1. Erb, 2. Reede, 3. Ahr, 4. Omar, 5. Prosa, 6. Ach, 7. Monate, 8. Ines, 9. Ritter, 13. Kies, 16. Illo, 18. Topase, 19. Tirana, 21. Ulan, 23. Etage, 25. Elena, 27. Eden, 29. Gala, 31. Ner, 33. Ger, 34. Ras.

Silbenkreuz.

Pater, Thomas, Lori, Serge, Pathologe, Pariser, Page, Master, Loser, Loge.

Versteckrätsel.

Wer will denn alles gleich ergründen!

Rätsel.

Rasen — rasen.

Besuch im Zoo.

Gitter, Tiger.

Logogryph.

Mappe, Matte, Masse.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:
vom 24. bis 29. Dezember 1932,
privat: 8.93—8.935

2. Getreidepreise pro 100 kg am 28. XII. 1932.

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut ..	26.00—26.50	28.00—28.50
Weizen Sammelldg ..	21.75—22.25	23.75—24.25
Roggen einheitl. ...	14.00—14.25	—
Roggen Sammelldg ..	13.00—13.25	—
Mahlgerste	10.50—11.00	12.50—13.00
Hafer v. Gut	11.50—12.00	13.50—14.00
Weizenkleie		8.00— 8.50
Roggenkleie		5.75— 6.00

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kl.-Pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
24. bis 28.12. 1932.		3.60	1.00	0.20	7.00—7.20
29. Dezember 1932.	3.20	3.60		0.18	6.80—7.00

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

Warum ich nicht heirate?

Kurzgeschichte von E. Jep'en-Föge

Ich kenne seit Jahren einen alten Herrn, dessen heiterer und ausgeglichener Lebensphilosophie schon immer meine Bewunderung galt.

Vor ein paar Tagen saßen wir mit anderen Bekannten im Konzerthaus beim Abendkonzert.

Da überkam mich wieder der Gedanke, der mich so oft beschäftigt, wenn ich mich in seiner Gesellschaft befinde. Warum heiratete er nicht? Hatte er irgendein schweres Erlebnis gehabt, das ihm den Weg in die Ehe versperrte?

Ich betrachtete ihn, wie er mit seinem heiteren Lächeln den jungen Paaren nachsah. Im selben Augenblick trafen sich unsere Augen. Er lächelte. Dann sagte er schelmisch:

„Ich glaube, ich weiß, was sie eben dachten?"

„Nein, das glaube ich nicht", war meine Antwort.

„Nicht —?" Und ich mußte immer wieder denken, wie kann ein Mann von solchem Aussehen und solchen inneren Reichtümern so ganz an der Liebe vorübergehen, ohne sie zu erleben.

Er sah auf und mich an. Und lachte.

„Nun muß ich's Ihnen doch sagen, es drückt mich sonst. Ich weiß, Sie haben sich mit meinem Leben beschäftigt, ich sah es Ihren grübelnden Augen an. Sie dachten, warum hat der Kerl, der einmal doch ganz passabel ausgesehen haben muß, nicht geheiratet? Und da Sie alles, was Sie sehen, in eine Form stecken müssen, quält Sie das Nichtwissen. Ist es nicht so?"

Ich mußte lachend bejahen.

„Sehen Sie: Ich bekam in meiner grünen Jugend eine sehr lehrreiche Warnung, die seitdem in jeder verfänglichen Situation in mir aufgeklungen ist. Ich bin auf irgendeine zulässige Art in einen kleinen Auflauf geraten, der sich über einer belanglosen Sache gebildet hatte. Dicht vor mir stand eine hübsche junge Dame in elegantesten Schleppkleid. — Ja, es war die Zeit, als man die Kleider noch mit langen Schleppen trug. — Durch ein peinliches Mißgeschick trat ich auf die Schleppe. Ehe ich jedoch Zeit fand, meine Entschuldigung anzubringen, zischte die junge Dame giftig, ohne sich dabei umzuwenden: „Kannst du denn niemals vorsichtig sein, du Esel!" — Danach drehte sie sich um — und mit dem bezauberndsten Lächeln sagte sie: — „Ach, Sie müssen wirklich entschuldigen, aber ich glaube es sei mein Mann gewesen! —"

„Seit diesem Tage —" und hier wanderte der Blick des alten Herrn wieder kühl und kritisch von Paar zu Paar, — „habe ich sorgfältig vermieden, „mein Mann" zu werden."



ÜBER WILDSCHADEN

Jeder Jäger, der eine Hochwildjagd pachtet, muß, besonders wenn Sauen im Gebiet wechseln, damit rechnen, daß er unter Wildschaden zu leiden hat. Seine Regulierung ist noch immer ein recht schwieriges Problem und nicht zuletzt handelt es sich bei einer Einigung stets darum, wie sich der Pächter mit dem Verpächter steht.

Wenn es sich um Gemeindejagden handelt, kommt es auf die Bauern an. Wohlhabende Landleute werden wohl kaum einen nennenswerten Wildschaden buchen, andere aber haben jedoch schon oft geradezu unmäßige Forderungen an die Pächter gestellt.

Die Preußische Jagdordnung behandelt im 5. Abschnitt den „Wildschadenersatz" für Rot-, Elch-, Schwarz-, Dam- oder Rehwild und Fasanen. Der häufigste Fall ist der, daß der Pächter Ersatzpflicht für den Schaden übernimmt. Trotz dieser Klausel kann jedoch der Geschädigte nicht unmittelbar mit dem Pächter in Verbindung treten, sondern muß vielmehr seine Ansprüche, vertreten durch den Jagdaufseher, an die Jagdgenossenschaft geltend machen, und diese erst setzt sich mit dem Pächter in Verbindung.

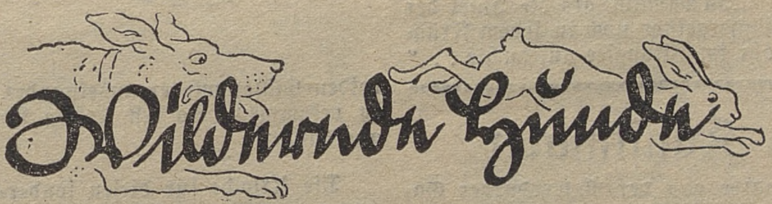
Trotz dieser eindeutigen Auslegung der rechtlichen Stellung des Jagdpächters ist seine Lage doch meist recht unglücklich, denn in den wenigsten Fällen ist dieser Abschnitt den einzelnen Jagdvorstehern in vollem Umfange bekannt.

Wenn der Vorsteher auch durch Einsetzen eines baldigen örtlichen Termins zur Feststellung und Schätzung des verursachten Schadens nachkommt, so gewinnen doch meist die versammelten Bauern, denn der Pächter ist nur in ganz seltenen Fällen selbst Landwirt und kann daher gegen die Schätzungen der Bauern, die sich meist noch einen befreundeten „Jagdsachverständigen" mitgebracht haben, wehrlos. Er kann sich nur helfen, wenn er sich selbst einen Sachverständigen zum Termin mitnimmt, der die manchmal geradezu ungeheuren Forderungen der Geschädigten energisch abwehren kann. Lohnend ist es auch in manchen Fällen, das Gutachten des Finanzamtes über den betreffenden Acker einzuholen, weil es gar nicht so selten vorkommt, daß die vom Bauern gemachten Angaben nicht recht zutreffen!

Ferner kann auch eine Mitverschuldung der Geschädigten darin erblickt werden, daß sie auf Landstreifen, die erfahrungsgemäß dem besonderen Wildwechsel ausgesetzt sind, wertvolle Früchte anpflanzen.

Bei Gutsjagden liegt die Sache unverhältnismäßig einfacher, denn erfahrungsgemäß ist die Schadenregulierung dem Gutsherrn gegenüber bisher im Durchschnitt stets ohne besonders verwickelte Umstände erfolgt.

W. U.



Besonders im Rheinland sind wildernde Hunde, und unter diesen gerade Schäferhunde, gleichviel, ob reinrassig oder gekreuzt, eine Plage schlimmster Art. Die Bekämpfung dieses Uebels aber gestaltet sich besonders schwer, denn die Hunde verwildern schnell und sind, wenn in ihnen wieder ihre Wolfsnatur erwacht ist, sehr schwer zu überlisten.

Oftmals schließen sich mehrere Hunde zusammen und veranstalten so wahre Treibjagden auf Hasen. Aber auch Schmaltiere werden nicht selten angeschnitten, denn in der Freiheit läuft der Schäferhund mit geradezu unglaublicher Geschwindigkeit und selbst zurückgesetzte Hirsche können mit ihm nicht Schritt halten.

Viele rheinländische Jäger berichten immer wieder, daß sie sich manchmal vor wildernden Hunden, aber auch umherstreifenden Katzen, kaum mehr zu retten wissen. Wenn auch der eine oder andere einen Treffer quittiert, so tut das der großen Masse keinerlei Abbruch. Sie werden nur gewitzter und gerissener und meiden vorsichtig Kanzeln und andere Ansitze.

Ueberdies darf es der Jäger in belebteren Revieren kaum wagen, einen Hund zur Strecke zu bringen, denn wenn auch der Besitzer oft tagelang nicht weiß, wo sich sein Hund aufhält, so weiß er doch sofort den Täter, der seinen Hund mit Posten traktierte.

Lohnender als Ansitzen ist es, diese zahmen Wölfe in Fallen zu fangen, weil sie auf Eisen noch am ehesten hereinfallen.

Auch tragen die fast in jedem größeren Dorf vorhandenen Ortsgruppen der Schäferhundfreunde dazu bei, allerdings sicherlich unbewußt, die Plage zu vermehren. Denn auch der besterzogenste Schäferhund vergißt meist, wenn er Wildpret vor sich sieht, allen Anstand und hetzt wie wahnsinnig hinter der Beute her.

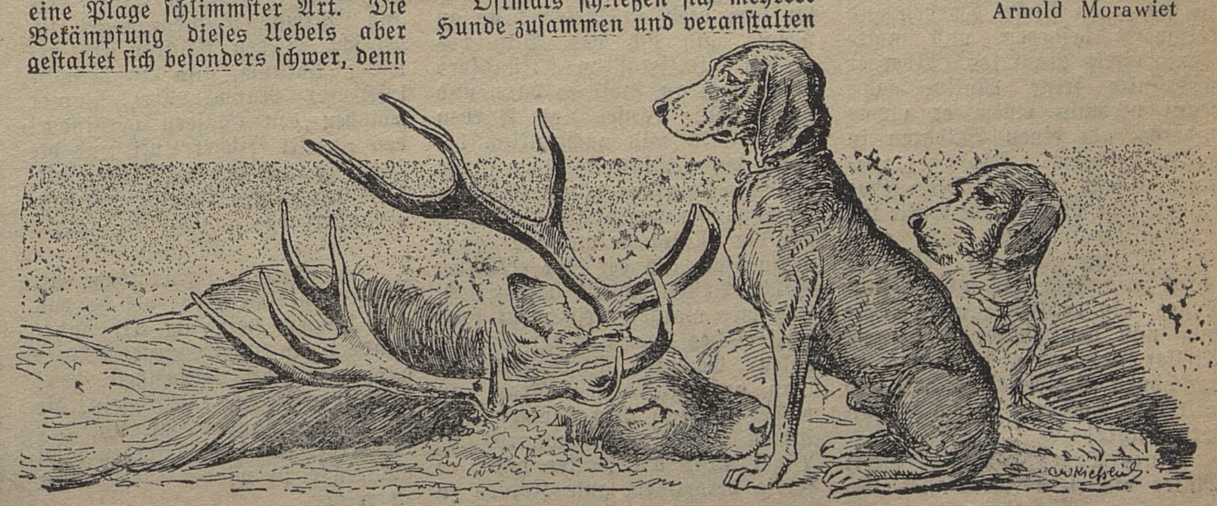
D. T.

Letzter Wunsch.

Wenn ich einst tot bin,
Setzt mir keinen Stein. —
In meinem Wald
Will ich begraben sein,
Ganz — ganz allein. —

Schießt übers Grab nur,
Daß es donnert schallt —
Daß dumpf das Echo
Zu mir niederhallt. —
Blast auch das Horn dabei!
Doch nur das eine:
„Jagd vorbei!"

Arnold Morawiet



FÜR DIE JUGEND

DIE INSEL DER WASSERGEISTER

In Livland, im Ilsungsee liegt eine geheimnisvolle Insel, und alle Bauern der Umgebung glauben, sie werde von Dämonen und Wassergeistern bewohnt.

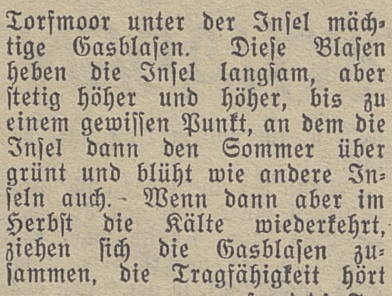
Bei dieser Insel aber handelt es sich um eine der seltsamsten Naturerscheinungen, die beobachtet wurden. Die Insel, die mitten im Ilsungsee liegt, ist mittelgroß und hat eine flache, sanft gewölbte



Form. Im Sommer wachsen üppige, fette Gräser, die Bauern ernten das Heu, und so unterscheidet sie sich nicht im geringsten von allen anderen Inseln. Im vorgeschrittenen Herbst jedoch ist die Insel eines Tages — verschwunden und nichts zeugt von ihrem einstmaligen Vorhandensein.

Kehrt jedoch der Frühling wieder, dann taucht die Insel langsam wieder auf, bleibt bis zum Herbst über der Wasseroberfläche, um im Herbst wieder zu verschwinden. Die Naturwissenschaftler haben endlich festgestellt, welche seltsamen Gründe dahinterstecken könnten.

Der Untergrund der Insel besteht aus einem torfartigen Stoff. Wenn nun der Frühling mit seiner wärmeren Temperatur ins Land zieht, entwickeln sich im



Torfmoor unter der Insel mächtige Gasblasen. Diese Blasen heben die Insel langsam, aber stetig höher und höher, bis zu einem gewissen Punkt, an dem die Insel dann den Sommer über grünt und blüht wie andere Inseln auch. Wenn dann aber im Herbst die Kälte wiederkehrt, ziehen sich die Gasblasen zusammen, die Tragfähigkeit hört auf und die Insel verschwindet schnell und ganz geräuschlos wieder im alten Moorbett.

Es wird aber nur noch wenige Jahre dauern, und die Insel der Wassergeister, wie sie im Volksmund genannt wird, ist zum letzten Male aufgetaucht. Der Mooruntergrund verliert nämlich allmählich seine gasbildenden Fähigkeiten, und wenn einmal die Entwicklung der Gasblasen aufgehört hat, wird auch die Insel für alle Zeiten verschwunden sein.

Ob die abergläubischen Bauern Livlands diese Erklärung so ohne weiteres hinnehmen werden? Schwerlich. Ich glaube, sie werden annehmen, die Wassergeister hätten nun genug vom Sonnenlicht und von unserer Erde überhaupt und zögen es vor, tief unten, auf dem Grunde des Sees in einem herrlichen Palast aus reinem Glas zu leben. Und es wird wieder ein neues Märchen entstehen, das etwa so beginnt:

„Ja damals, als die Insel der Wassergeister noch in jedem Frühjahr im Ilsungsee auftauchte . . ."

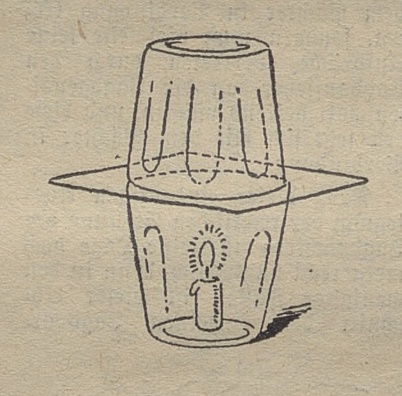
Der Kaiser als Kunstmaler

Zar Nikolaus I. besuchte, wenn er sich in Petersburg aufhielt, oft einen Maler und sah ihm dann schweigsam und interessiert beim Arbeiten zu. Allmählich aber bekam er selbst Lust zum Malen, ließ sich einen Pinsel, Farben und Leinwand besorgen und malte ebenso eifrig drauf los. Aber er beschränkte seine Motive sehr, denn niemals malte er etwas anderes als einen Soldaten in voller Uniform. Das aber verstand er bald sehr gut. Denn jeder Knopf, jede Binde, jede Falte saß vorschriftsmäßig. So weit ging die Geschichte ganz gut. Wie erschrak der Künstler aber eines Tages, als er später nach Hause kam und den Kaiser in seinem Atelier fand, wie er in seine wunderschönen Landschaftsbilder und Stilleben Soldaten in voller Uniform malte!

Eines Tages hatte sich dieser Maler ein sehr wertvolles Gemälde aus der Petersburger Galerie entliehen. Es war eines der ganz seltenen Landschaftsbilder Leonardo da Vincis, und im Vordergrunde dieses Bildes stand eine junge Italienerin. Der Kaiser kam auch an diesem Tag zu Besuch, sah sich das Bild des großen italienischen Künstlers schweigsam an, lobte es dann und packte seine Pinsel und Farben aus. Still und nachdenklich begann dann Nikolaus, das junge Mädchen in einen schnurrbärtigen Tambour zu verwandeln. Entsetzt sah der Maler zu und war ganz verzweifelt, als der Zar erklärte: Solche Arbeit macht mir Spaß. Laß mir morgen noch mehr solch italienisches Zeug aus der Galerie holen. Es wird höchste Zeit, daß man anfängt, diesen Kram zu modernisieren. Am nächsten Tag kamen Bilder von Leonardo da Vinci, aber der Maler hatte es fertig bekommen, gute Kopien zu erhalten, und der russische Zar merkte das nicht, obgleich er sich als „großen Kunstsachverständigen" bezeichnete. Jedenfalls hatte er nun genug Material zum „modernisieren".

Die zusammenklebenden Wassergläser

Ein hübsches physikalisches Experiment läßt sich auf folgende Weise leicht ausführen. Man nimmt zwei gleiche Wasser- oder Teegläser, die genau aufeinanderpassen müssen. Das Glas stellt man auf den Tisch und setzt ein kleines Stück Kerze hinein, das man anzündet und eine Weile brennen läßt. Dann nimmt man ein Blatt Papier, das man zuvor gut angefeuchtet hat, deckt es auf das Glas und stellt das zweite Glas umgekehrt auf den Rand des ersten. Gleich darauf geht die Kerze aus. Wenn man nun nach einiger Zeit versucht, die Gläser auseinander zu nehmen, so wird man zu seinem Erstaunen bemerken, daß sie — zusammenkleben! Nur mit einiger Anstrengung wird es uns gelingen, die



beiden Gläser wieder auseinander zu bekommen. So fest haften sie aneinander.

Die Ursache für diesen sonderbaren Vorgang ist folgende:

Die brennende Kerze erwärmt die Luft in den Wassergläsern, die sich infolgedessen um ein geringes ausdehnen. Nachdem die Kerze aus Luftmangel ausgegangen ist, herrscht in den Gläsern ein gewisses Vakuum, also ein beinahe luftleerer Raum. Das Papier zwischen den Gläsern verhindert den Zutritt frischer Luft, und die Folge ist, daß der natürliche Luftdruck die Gläser ziemlich fest aufeinanderpreßt.

Im Grunde genommen ist dieses Experiment das gleiche, das vor langer Zeit, im 17. Jahrhundert, ein Magdeburger Bürger ausführte. Er verwendete zwei luftleer gemachte Halbkugeln, die so fest aneinander hafteten, daß die Kraft von sechs Pferden nicht ausreichte, sie wieder auseinander zu reißen.

Die klugen Bienen.

Unter den vielen Tugenden der Bienen ist eine ihrer hervorragendsten ihre Liebe zur Reinlichkeit. Der bekannte Naturforscher Réaumur erzählt darüber folgenden merkwürdigen Fall: Eine große Gartenschnecke war in einen Bienenstock gedrungen und hatte sich, eine ziemliche Menge Schleim um sich verbreitend, an der inneren Seite festgeklebt. Das war den Bienen höchst unangenehm. Da sie jedoch das Schneckengehäuse mit ihren Stacheln nicht zu durchdringen vermochten, so kitteten sie die Ecke der Oeffnung des Gehäuses an die Wand fest. Auf diese Weise machten sie die Schnecke zu ihrem lebenslänglichen Gefangenen; denn Regen vermag das Wachs nicht aufzulösen. Ueber den Schleim der Schnecke hatten sie gleichfalls eine dünne Lage Wachs gezogen. Die Schnecke lebte ungefähr noch acht Tage. Nach Verlauf dieser Zeit, als die Leiche zu verwesen begann, verkitteten die Bienen die Oeffnung des Gehäuses vollends so dicht mit Wachs, daß keine Spur von Geruch herausdringen konnte.

Kuckuck und Siebenstern.

Bekanntlich durchwandert die Sonne auf ihrer jährlichen Bahn zwölf Sternbilder, die seit altersher mit Tiernamen benannt sind. Meist liegen diese Namen uralten Sagen zugrunde. Manche sind jedoch aus geschichtlicher Zeit.

Zur Zeit, während welcher der Kuckuck ruft, geht die Sonne durch das Bereich des Stiers und befindet sich daher in solcher Nähe der Plejaden — des Siebengestirns —, daß diese dadurch unsichtbar werden. In vielen Völkerliteraturen haben sich daraus Sagen entwickelt. Eine der schönsten stammt aus Ostpreußen. Sie lautet:

„Vor Zeiten mißhandelte ein Mann sein Weib und seine lieben Kinder. Da bat die Frau Gott um Hilfe. Als aber der Herr den Frevler zur Rechenschaft ziehen wollte, konnte man ihn nirgendwo entdecken, da er sich im Backofen versteckt hielt und immer nur „Kuckuck, Kuckuck!" antwortete, wenn Gott ihn rief. Da wurde er zur Strafe und den Menschen zur Warnung in einen Vogel verwandelt, der nur „Kuckuck schreien kann.

Die Frau und die Kinder aber wurden als Sterne an den Himmel versetzt, die Frau ist der Abendstern, die Kinder bilden den Siebenstern. Sobald sich nun das Siebengestirn am Himmel zeigt, versteckt sich der Kuckuck und hütet sich wohl, seinen Ruf erschallen zu lassen.



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(Schluß.)

„Dem Mädel die Beute abjagen! Ich habe meinen Plan schon fertig. Toni Hardenberg bewohnt einen Wagen für sich. Der steht unweit der Ställe, aber von den anderen Wagen ziemlich entfernt. Vor dem Wagen sitzt allerdings immer ein schwindsüchtiger Bursche, der den treuen Wächter markiert. Der muß erst abgetan werden. Dann rein in den Wagen und . . .“

„Wenn er geschlossen ist!“

„Ich habe ausgekundschaftet, daß die Tür des Nachts nie versperrt wird.“

* * *

Mit einem Eifer und einer Zähigkeit ohnegleichen wurde am Aufbau des Zirkuszeltes gearbeitet. Der Platz war bereits sauber planiert, die letzten Brandreste waren weggeräumt, und schon ging man daran, die Masten aufzurichten.

Otto hatte das Kommando in Händen, und seine Augen waren überall. Er gönnte sich keine Rast, bis am Abend des nächsten Tages der Zirkus stand.

Hollerbek kam und schüttelte ihm dankbar die Hände.

„Schon gut, Herr Hollerbek! Betrieb muß bei mir sein, sonst fällt mir die Butter vom Brote. Morgen wird Toni staunen! Ich schlage vor, wir holen Sie feierlich vom Flugplatz ab.“

„Feiner Gedanke! Ich bin dabei!“

„Natürlich mit dem ganzen Zirkus! Damit verbinden wir die Reklame, daß wir morgen abend wieder spielen. Da kriegen wir die Bude voll. Wir müssen jetzt auch regelmäßig nachmittags spielen. Da können wir nahezu dieselben Einnahmen machen.“

„Ist beabsichtigt! Markolf ist schon zur Druckerei gefahren und hat die neuen Plakatentwürfe mitgenommen. Also morgen holen wir Toni mit Pauken und Trompeten ab. Die ganze Musikkapelle muß ausrücken.“

„Rio soll staunen und Toni dazu!“

* * *

Die Artisten waren sofort mit dem Umzug und der Abholung Tonis einverstanden.

Als sich am nächsten Tag zur entsprechenden Zeit vor Ankunft des Zeppelins der stattliche Zug mit Plakaten durch die Straßen von Rio bewegte, welche die Neueröffnung des Zirkus ankündigten, da wurde er überall mit Freude begrüßt.

Tausende liefen neben dem Zuge her. Der Straßenbahnverkehr geriet häufig ins Stocken.

Toni beobachtete den Zug hoch oben vom Luftschiff, das die letzte Landungsschleife machte und winkte herab.

Aber man konnte sie noch nicht sehen.

„Passen Sie auf, Fräulein Hardenberg,“ sagte der Kapitän, „der ganze Zirkus scheint Sie abholen zu wollen.“

Der Zeppelin ging bald über dem Landungsplatz herab und warf Seile aus. Es dauerte nicht lange, war er verankert.

Toni war etwas verlegen, als sie aus der Gondel stieg und nahezu den ganzen Zirkus zur Begrüßung versammelt sah.

Mit donnerndem Hurra wurde sie empfangen.

Markolf selber hob das Mädchen aufs Pferd und im Jubel ging es durch Rios Straßen nach dem Standplatz des Zirkus zurück.

Anita umarmte, als sie wieder bei ihren Wagen angelangt waren, und Toni vom Pferde sprang, die Freundin: „Ach, ich bin ja so glücklich! Denke nur, ich habe mich mit Otto verlobt!“

„Du Glückspilz, wie ich mich mit dir freue!“

Aber schon beschlagnahmte sie Hollerbek.

„Toni,“ rief er froh, „jetzt müssen Sie mit mir kommen. Wir haben allerhand miteinander zu besprechen. Ich muß Sie entführen.“



Sie begaben sich in seinen Wohnwagen, wo Markolf bereits wartete.

„Also, Toni, jetzt setzen Sie sich einmal. Wir wollen erst das Geschäftliche erledigen.“

„Das hat doch Zeit, Herr Hollerbek!“

„Nein!“ fiel Markolf ein. „Es muß gleich sein, Toni!“

„Dann in Gottes Namen! Ich halte still!“

„Die fünfhunderttausend Dollar sind eingetroffen!“

„Ja!“

„Hier ist ein Schuldschein über die Summe, und eine Verpfändung des gesamten Zirkus an Sie, so lange die Schuld besteht. Sie wollen doch auch, daß wir unser großes Zelt wieder bauen?“

„Unter allen Umständen!“

„Gut, dann nehme ich den ganzen Betrag von Ihnen an. Eine Million Mark wird das Zelt etwa kosten, wie das erste. Ich habe dann noch rund eine halbe Million flüssiges Kapital,

die Versicherungssumme nicht eingerechnet. Wir können also der Zukunft mit Ruhe entgegensehen."

„Das wollen wir auch."

„Wir brauchen uns nicht mehr zu sorgen, daß wir die Gelder für die Rücktransporte nicht haben, können uns ein Schiff auswählen . . ."

„Nein," lachte Toni. „Das können wir nun nicht mehr! Sie müssen jetzt schon mit meinem Schiff fahren."

Die Hollerbeks waren verblüfft.

„Mit . . . Ihrem Schiff?" fragte Markolf staunend.

„Jawohl, ich habe in Neuyork den 18 000-Tonnendampfer „Graf Holm" für eine Million Dollar gekauft!"

„Donnerwetter!" mehr brachte der alte Herr nicht hervor.

„Hoffentlich schelten Sie mich nicht! Ich war vielleicht zu eigenmächtig. Aber ich habe gedacht, die ganze Welt ist unser Feld. Der Dampfer ist ja so billig und so prachtvoll! Ich habe mir eine Kalkulation gemacht und festgestellt, daß wir mit dem Schiff eine Reise für ein Drittel des sonst bezahlten Preises nach Europa unternehmen können. Und die Mannschaft arbeitet, wenn wir an Land sind, gleichzeitig am Zirkus mit. Das wird sich lohnen. Nach allen Ländern der Welt können wir dampfen, überall anlegen. Es macht nichts mehr aus, wenn wir einmal über den Stillen Ozean gondeln. Wir sind unsere eigenen Herren!"

„Alle Hochachtung, Toni!" fand der alte Herr wieder das Wort. „Ich habe mich schon für großzügig gehalten, aber Sie sind es zehnmal mehr. Sie geben unserem Unternehmen ja eine Riesenchance! Was denkst du, Markolf, wollen wir sie annehmen?"

„Wir müssen wohl, Papa! Toni regiert jetzt!" lachte Markolf.

„Nein!" sagte Toni ernst, „ich sag's noch einmal: Ich habe den Zirkus mit allen seinen Menschen und Tieren lieben gelernt, er ist mir zu einer Heimat geworden, die ich mir erhalten will. Ich will mithelfen, aufbauen bis zur höchsten Leistung, das Regieren . . . das überlasse ich Ihnen, meine Herren. Der Dampfer gehört mir. Ich will nur eine Verzinsung des Kaufpreises von fünf Prozent im Jahre, das sind zwanzigtausend Dollar. Dazu die Kosten für den Unterhalt und Reparaturen. Die liegen ziemlich genau fest, und ich glaube, wenn Sie nachrechnen, werden Sie feststellen daß wir für den Betrag, der uns für Hin- und Rückfahrt angesetzt wurde, bald ein halbes Jahr auf dem Meere fahren können. Wir sparen sogar dabei."

„Ja, Toni. Es ist richtig. Können wir unter Umständen auch Passagiere mitnehmen?"

„Jawohl! Und ich glaube, daß uns sicher mancher Vergnügungsreisende gern begleiten wird. Ich bin ja so furchtbar glücklich, daß wir jetzt auf ganz festen Füßen stehen können. Und arbeiten wollen wir nun mit verdoppelter Kraft!"

Die Männer sahen strahlend auf das begeisterte Mädchen.

„Ja, Toni, das wollen wir!" versicherte der alte Herr. „Und die Arbeit wird uns wieder doppelte Freude machen!" sekundierte Markolf.

* * *

Die Abendvorstellung, die erste Vorführung nach dem Brande, wurde zum Ereignis.

Das Publikum, beifallsfroh, hingerissen, wie bei allen Vorstellungen, überbot sich im Applaus, um seine Sympathie für Zirkus Hollerbek kundzutun.

Die Sprungnummer mit „Caesar" und Toni gelang wieder ausgezeichnet.

Das Publikum brachte Ovationen dar, und mächtige Blumenkörbe und Buketts unterstützten die Beifallskundgebungen.

Markolf geleitete Toni aus der Manege. Er war ernster, respektvoller als sonst, hatte nicht mehr die alte Unbefangenheit und Sicherheit Toni gegenüber.

Das Mädchen spürte es.

„Was ist mit Ihnen los, Markolf?"

„Mit mir? Nichts, ich freue mich, ich bin glücklich."

Toni blieb vor ihm stehen.

„Markolf . . . es soll so bleiben, wie es war. Sie müssen genau so herzlich und unbefangen sein, wie früher, sonst habe ich keine Freude mehr an dem allen. Denken Sie doch nicht an das dumme Geld."

„Ich will's, ja. Es soll nicht anders werden, Toni. Aber es hat sich alles so rasch, so glänzend für uns umgestaltet, daß ich noch etwas verwirrt bin!"

„Dann ist alles gut, Markolf!" sagte sie herzlich.

* * *

Toni war an dem Abend sehr, sehr müde und recht froh, als sie sich niederlegen konnte.

Wie immer, saß ihr getreuer Wächter vor der Tür.

„Max!" sagte Toni freundlich. „Wird's dir nicht zu viel? Die ganze Nacht immer hiersitzen, nie sich in einem Bett ausruhen? Das muß aufhören!"

Max Sauerkraut lächelte dankbar zu ihren Worten. „Ach, ich schlafe ganz gut so, und früh am Morgen lege ich mich immer noch auf ein paar Stunden lang hin. Nein, mir fehlt nichts! Lassen Sie mich nur hier wachen, wenn es Ihnen recht ist."

„Mir ist es schon recht, Max! Freust du dich auch, daß es mit dem Zirkus wieder weitergeht?"

„Ja, sehr freue ich mich! Ich möchte nie wieder vom Zirkus fort. Und hier am Meer ist die Luft so weich, so leicht. Das tut mir wohl. Ich bin nämlich nicht ganz fest auf der Lunge. Ich hab mir als Kind immer gewünscht, einmal übers Meer in Länder zu kommen. Jetzt ist mein Traum erfüllt!"

Das Mädchen sah gerührt auf den armen Menschen, der doch so glücklich war. Es ahnte nicht, daß es nie mehr in seine Augen blicken sollte.

Toni legte sich nieder und schlief bald ein.

Mitten in der Nacht wachte sie plötzlich auf und schrak heftig empor.

Entsetzen packte sie.

Ein Mann stand an ihrem Lager. Deutlich sah sie im matten Mondlicht, das durch die kleinen Fenster fiel, daß er einen Revolver auf sie gerichtet hielt.

Ein Schrei wollte sich aus ihrer Kehle ringen.

„Still!" zischte der Fremde. „Ein Laut und du bist des Todes!"

Toni entdeckte, daß noch ein zweiter Mann hinter dem Unbekannten stand und eben dabei war, ihre Sachen zu durchsuchen.

„Was wollen Sie?" bebte Tonis Stimme.

„Den Schatz, mein Püppchen, den du gefunden hast! Raus damit! Dann passiert dir nichts!"

Tonis Gedanken hetzten durch ihr Gehirn. Blitzschnell überlegte sie. Der Schatz war in Sicherheit, aber die Depotscheine . . . großer Gott, wenn sie die fanden!

„Hast du was!" fragte der Mann mit dem Revolver leise seinen Kumpan.

„Nichts!"

Eine Hand fuhr würgend an Tonis Kehle. „Wo ist der Schatz . . . rede . . . oder du bist des Todes!"

„Nicht hier . . .!" stöhnte Toni. „Nicht hier . . .!"

„Du lügst!" Dann wandte sich die Stimme wieder zu dem eifrig Suchenden. „Es muß hier etwas zu finden sein! Unter das Bett sieh!"

* * *

Draußen lag Max, der treue Wächter, röchelnd am Boden. Ein Messer saß ihm dicht unter dem Herzen. Langsam kam er wieder zu sich. Max war in eine kleine Pfütze, dicht neben seinem Posten, gefallen, und das Wasser machte ihn wieder munter.

Mühsam keuchte er empor.

Stand aufrecht, zitternd, mit dem Messer in der Brust. Er wollte es herausziehen, aber er hatte eine instinktive Angst, daß er dann verbluten könne.

Toni überfallen! Toni in größter Gefahr!

Max wollte schreien, aber kein Ton kam aus seiner Kehle. Er taumelte davon. Gelangte in die Ställe, tappte sich durch das Dunkel an die Käfige der Löwen heran.

„Caesar"!

„Caesar" muß helfen!

Max öffnete mühsam den Käfig, und mit letzter Kraft hauchte er: „Cääääsar!"
Der Löwe stutzte und kam langsam heraus.
Folgte dem schwankenden, todwunden Wächter, der am Zusammenbrechen war, bis an die Schwelle von Tonis Wohnwagen.
Dort drin würgte der Verbrecher das Mädchen, das sich verzweifelt wehrte. „Wo ist der Schatz?" fragte er immer wieder. „Wo ist er? Her damit! Katze, ich erwürge dich sonst!"
Ein Schrei entfuhr Tonis umklammerter Kehle.
Plötzlich schraken die Männer zusammen. Dicht vor dem Wohnwagen erklang das gewaltige Brüllen eines Löwen.
Die Verbrecher stürzten nach der Tür, rissen sie auf.
Ein wahnsinniger Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen. Ein mächtiges Löwenhaupt erschien in der Tür, fauchend fuhr „Caesar" mit beiden Pranken auf die Männer los.

Todesgeschrei gellte durch die Nacht.
Das entsetzte Schreien eines vor Angst halb Wahnsinnigen begleitete. Der Verbrecher mußte mitansehen, wie der Löwe seinen Komplizen aus dem Wagen zerrte. Versuchte die Tür zu verrammeln, aber der Löwe drückte schon von draußen.
„Retten Sie mich!" flehte der Verbrecher das Mädchen an. „Helfen Sie mir!"
Toni trat zur Tür und rief nach „Caesar". Ein lautes Brüllen antwortete ihr. Sie war in Sorge, wie „Caesar" sich verhalten würde.
„Ziehen Sie sich in die Ecke zurück!" befahl sie. „Ich will's versuchen."
Toni öffnete die Tür, und der Löwe, gereizt durch den Geruch des Blutes, drängte auf sie ein. Sie vermochte ihm kaum stand zu halten.
Es ging ums Leben! Das fühlte sie. Aber ihre Hände fuhren unerschrocken in „Caesars" Mähne und kraulten ihn, und ihre Stimme klang so energisch und beherrscht wie sonst.
„Caesar"! Zurück! Komm! Zurück!"
Und sie merkte glücklich, daß der Löwe ihr gehorchte. Er ließ von dem zweiten Verbrecher
Im Zirkus war es lebendig geworden. Wärter, Stallleute, Artisten, alles stürmte heran, an ihrer Spitze die beiden Hollerbeks.
Sie erfaßten noch nicht, was geschehen war. Sahen Toni mit „Caesar" und unweit davon einen Mann in seinem Blute liegen. In der Nähe den zusammengesunkenen Max, dem das Messer noch immer in der Brust stak.
„Toni!" hörte das Mädchen Markolfs bebende Stimme. „Was ist geschehen?"

„Ueberfall . . . zwei Schurken! Einen hat „Caesar" gerissen. Der andere ist im Wagen. Machen Sie ihn dingfest! Ich bringe indessen mit Görik unsern „Caesar" in den Käfig zurück."
Das gelang nicht so leicht, denn der Löwe war aufgestachelt. Aber schließlich folgte er doch der voranschreitenden Toni. Görik trieb ihn dazu mit Worten und sanften Püffen an.
Endlich hatte man ihn wieder im Käfig.
Toni umarmte zitternd den treuen Helfer.
„Wer hat „Caesar" herausgelassen?" fragte Görik ebenfalls noch ganz erregt.
„Ich nehme an, Max! Die Schurken haben ihn überfallen. Er hat sich wahrscheinlich noch aufraffen können und hat „Caesar" freigemacht."
„Tapferer Mensch! Wir müssen zu ihm."
Als sie wieder zum Wohnwagen Tonis kamen, den noch die Menge umstand, da hatte man Max schon abtransportiert und den Arzt angerufen.
Gerade wurde der eine Verbrecher fortgeschafft. Er war bereits tot, verblutet. „Caesar" hatte ihm die Schlagader zerrissen.
Markolf kam mit dem Komplizen aus dem Wagen. Es war der Mann mit dem Raubvogelgesicht.
Otto erkannte ihn sofort wieder.
„Der Galgen ist dem Burschen sicher. Toni, das ist der Mann, den ich beobachtet habe."

Toni sah, wie Markolf den Verbrecher fesselte. Ihr wurde plötzlich ganz schwarz vor den Augen, und wäre Otto nicht rechtzeitig zugesprungen, wäre sie zusammengebrochen.
Man trug das Mädchen vorsichtig in den Wohnwagen und bettete es auf ihr Lager.
Zwei Frauen blieben bei ihr und legten kalte Kompressen auf ihre Stirn.
In einer Viertelstunde war der Arzt da. Auch die Polizei erschien rasch am Tatort und nahm den Verbrecher in Gewahrsam.
Der getötete Komplice aber wurde nach dem Leichenhaus gebracht.
Die ganze Nacht über hielt die Aufregung im Zirkus Hollerbek an.

* * *

Am anderen Morgen kam Hollerbek und besuchte Toni. Er sah sehr erfreut, daß sie wieder wohl und munter war.
„Arme, kleine Toni, schon wieder wollte man Ihnen ein Leid antun. Hoffentlich haben Sie aber nun Ruhe vor Ihren Widersachern. Hier ein Telegramm von der Berliner Kriminalpolizei."
Toni nahm die Depesche und öffnete sie: „Mörder Ihres Vaters in Amsterdam entdeckt. Hat gestanden und sich im Gefängnis erhängt. Kommen Sie nach Deutschland und treten Sie Ihr Erbe an. Dr. Weidel."
Toni atmete tief auf.
„Gottlob, so hat der Herrgott sühnen lassen, was man an meinem Vater tat!"
„Auge um Auge! Zahn um Zahn! Das wird auch für den gestern eingelieferten Verbrecher gelten. Die Regierung wird ihm kurzen Prozeß machen."
„Wie geht es, Max?"
Traurig sah Hollerbek vor sich nieder. „Er ist tot! Diese Nacht gestorben an seiner schweren Verletzung. Der arme . . . tapfere Kerl!"
Toni weinte auf und war schwer zu beruhigen.
„Für mich . . . für mich ist er gestorben!" jammerte sie.
„Für Sie, ja! Er hat Ihnen angehangen in dankbarer Verehrung und war für Sie zu jedem Opfer bereit. Wir wollen ihn in fremder Erde begraben wie einen der Besten dieser Welt."

* * *

Bald hieß es von Rio Abschied nehmen.
Es ging nach Sao Paulo.
Begeisterte Aufnahme. Erfolg über Erfolg. Tonis großartige Nummer war überall eine Sensation ohnegleichen.
Sie war der Liebling der Massen.
Otto hatte seine Verlobung mit Anita glanzvoll gefeiert.
In Sao Paulo heirateten sie.
Toni gab dem Paar ein großartiges Hochzeitsgeschenk.
Sie legte zehn Prozent des gesamten Vermögens, dessen Erlangung sie ja hauptsächlich Otto verdankte, in seine Hände. Es war ein Millionenbetrag.
„Finderlohn!" versicherte das Mädchen.

* * *

In Buenos Aires.
Ausverkaufte Vorstellungen. Unerhörter Beifall.
Die Südamerika-Tournee wurde überhaupt zu einem einzigen Triumphzug. Allerdings war der voranreisende Reklamechef ein Genie seiner Art, der die Propaganda in so persönlicher Weise aufzog, daß das Publikum für jeden der Hauptakteure gleich begeistert wurde.
Hollerbeks vornehme Art gefiel ebenso, wie Markolfs kraftvolle Männlichkeit und Tonis Lieblichkeit und Sicherheit. Ueberall wußte das Publikum von den vorangegangenen, wechselvollen Ereignissen. Ganz genau war ihm erzählt worden, welche Rolle „Caesar" in der Geschichte des Zirkus gespielt hatte.

Am dritten Tage, da Hollerbek in Buenos Aires gastierte, traf das stolze Schiff „Graf Holm" im Hafen ein und wurde von den Artisten des Zirkus mit Jubel empfangen.

Kapitän Schott stellte sich unverzüglich seiner Patronin mit seinen blauen Jungen, alles Deutsche, bis auf zwei Irländer, vor.

Sie wurden aufs herzlichste aufgenommen.

Am Abend saß der Kapitän noch mit den Hollerbeks und Toni zusammen. Sie berieten den neuen Namen des Schiffes.

Kamen zu keinem Resultat.

Toni sagte: „Das Schiff muß Hollerbek heißen."

Markolf stritt dagegen: „Nein, Toni soll es genannt werden! Es gibt keinen besseren Namen!"

Toni sah ihn dankbar lächelnd an und wurde ein wenig rot.

Der alte Herr von Hollerbek schmunzelte. Die ganze Zeit über hatte er gewartet, daß ihm der Sohn eine liebe Tochter bringe, er hatte doch seine Augen im Kopf und gesehen, daß zwischen den beiden jungen Menschen eine große Liebe aufgekeimt war.

Nun sagte Hollerbek plötzlich zu Schott: „Lieber Kapitän, kommen Sie doch einen Augenblick mit mir! Ich muß Ihnen jetzt unbedingt unseren „Caesar" zeigen."

„Gern, Herr von Hollerbek."

Stand auf und folgte ihm.

An der Tür blieb der alte Herr stehen und sagte lächelnd: „Kinder, ich möchte einen Vorschlag machen! Das Schiff soll heißen . . . Toni Hollerbek! Ueberlegt's euch einmal!"

Und schon war er draußen.

Stumm, mit gesenkten Häuptern, sitzen die beiden jungen Menschen einander gegenüber.

Toni wird arg verwirrt, als Markolf plötzlich ganz nahe vor ihr steht. Sie hört seine gute, liebe Stimme. „Liebes Mädel, du . . . soll . . . er Toni Hollerbek heißen?"

Ihr Herz klopft bis zum Halse hinauf. Sie liebt ihn ja schon immer, so sehr sie sich auch gegen diese Liebe gewehrt hat.

Toni hebt die Augen und sieht den jungen Hollerbek glücklich an.

„Du willst mich zur Frau, Mark?"

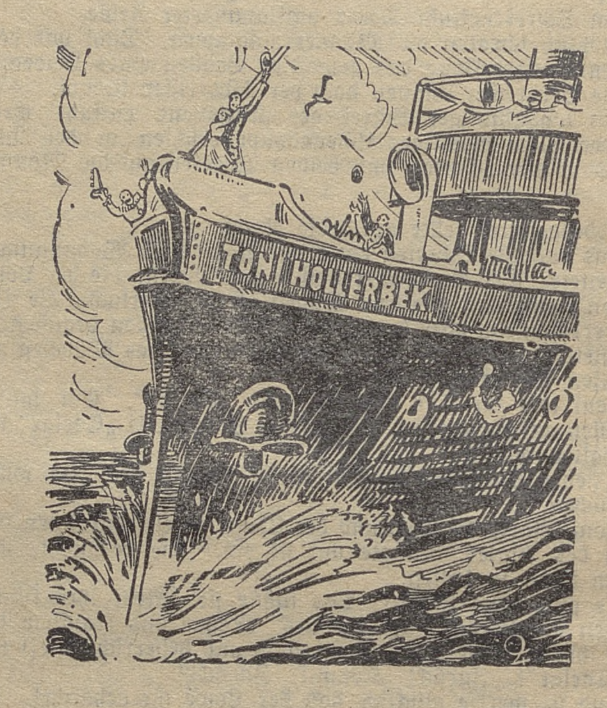
Er antwortet nicht gleich, hat dazu gar keine Zeit, denn Toni liegt plötzlich in seinen starken Armen und läßt sich küssen, küßt wieder und ist so glücklich, daß sie denkt, alles um sie müsse versinken.

„Klein, liebe Toni . . . Hollerbek!" sagt der Mann zärtlich. „Wie schön wird unser Leben jetzt werden!"

Die Tür öffnet sich. Verwirrt fahren sie auseinander. Papa Hollerbek steht lächelnd im Türrahmen, hinter ihm der Kapitän.

„Wie soll das Schiff heißen? Seid ihr euch einig?"

„Ja!" rufen sie einstimmig und sehen sich strahlend an. „Toni Hollerbek!"



Und dann umarmt ein Vater glücklich über die Maßen zwei geliebte Kinder.

Das ist die Geschichte vom Zirkus Hollerbek!

Ende.

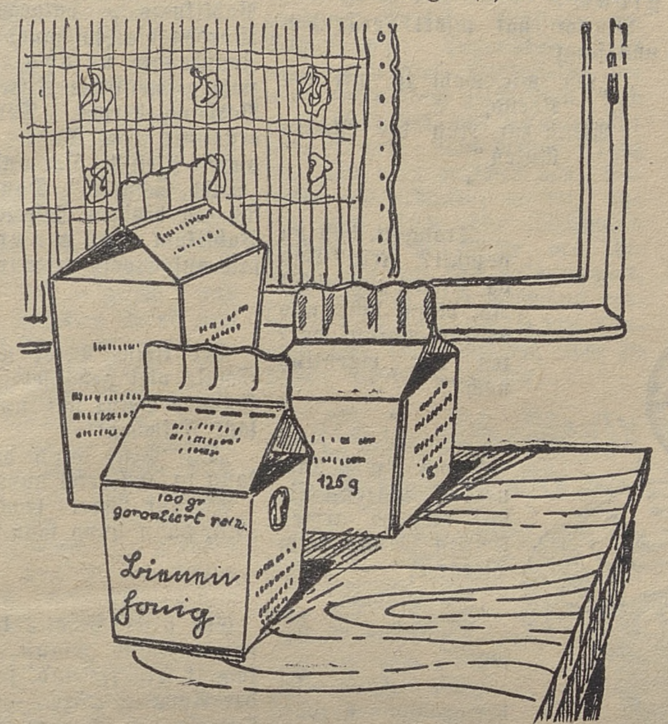
Aus technischen Gründen sind wir gezwungen, mit dem Beginn des Abdrucks unseres neuen Romans etwas zu warten. Wir werden die Zwischenzeit dazu benutzen, unsere Leser mit einigen gediegenen Novellen bekannt zu machen, von denen wir überzeugt sind, daß sie viel Anklang finden werden.

Schriftleitung des „Ost-Deutschen Volksblattes".

AUS DER PRAXIS

Honigpackung

Den Kleinverkauf von Honig beherrscht heute das Honigglas. Es verbindet den Vorteil einer sauberen und ansprechenden Aufmachung mit der Möglichkeit, daß sich der Käufer durch einen Blick von dem Aussehen des Inhalts überzeugen kann. Dagegen hat das Glas den Nachteil, die Verpackungsbelastung und die Transportgefahr für den Honig zu erhöhen; denn die Gläser sind verhältnismäßig schwer und zerbrechlich. Dieselben Uebelstände bestehen auch beim Flaschenmilchverkauf. Dort ist man daher schon vor längerer Zeit auf den Gedanken gekommen, die Glasflaschen durch ein Pergamentgefäß zu ersetzen. Aus diesem Gedanken entstand die „Perga-Flasche". Diese Verpackung ist jetzt auch für Honig eingeführt worden. Sie soll nicht als ein Ersatz für Glas, sondern als ein Fortschritt dem Glas



gegenüber angesprochen werden. Gewiß liegen einige Vorteile in dem geringen Gewicht und in der Einfachheit der Handhabung. Die Packungen sind ansprechend bedruckt; Etiketten brauchen nicht aufgeklebt zu werden. Die Perga-Packung ist auch bruchfester als Glas und soll genügende Dauerhaftigkeit besitzen. Allerdings ist sie dem Honigglas darin unterlegen, daß der Käufer sich nicht mehr so einfach durch den Augenschein von der Beschaffenheit des Inhalts zu überzeugen vermag. Ob diese neuartige Verpackungsart das alteingeführte Honigglas zu verdrängen vermag, muß noch die Erfahrung lehren.

Winterkalkung

Mancher, der diese Ueberschrift liest, wird erstaunt fragen: „Wie kann man jetzt noch kalken?" Und der erfahrene Praktiker wird ihm antworten: „Der Winter ist die beste Zeit zum Kalken". Denn um diese Zeit sind Leute und Gespanne frei, und man ist froh, sie gewinnbringend beschäftigen zu können. Im Frühjahr und Herbst dagegen häufen sich Arbeiten aller Art, so daß vielfach die notwendige Kalkung gar nicht oder zu spät ausgeführt wird. Im Winter gegebener Kalk verteilt sich mit den Sickerwässern im Boden, stumpft schädliche Bodensäuren ab und verhindert die Bildung neuer Säuren. Er wirkt ferner lokkernd und erwärmend auf den Boden und verhindert die Gefahr des Auswinterns. Auch die Garebildung im Frühjahr wird durch den dann bereits gut verteilten Kalk wesentlich gefördert, der Vorrat an Bodennährstoffen beweglich gemacht und dadurch die Vorbedingung für ein freudiges Wachstum der Saaten geschaffen.

Viele Kulturen lassen sich auch noch im Winter mit Vorteil kalken. Zunächst gehören hierher alle Grünlandflächen, wie Wiesen, Weiden und Grünfutterschläge. Wiesen und Weiden sollten in jedem dritten Winter etwa 25 Doppelzentner je Hektar feingemahlenen kohlensauren Kalk erhalten; denn die Gräser und Kleearten sind Kalkzehrer und brauchen viel Kalk als Nährstoff. Kalkreiches Futter gibt gesundes widerstandsfähiges Vieh. Dem großen Kalkbedarf der Luzerne entspricht man durch eine alljährliche Winterkalkung der betreffenden Schläge in einer Höhe von sechs Doppelzentner Branntkalk oder 10 Doppelzentner kohlensaurem Kalk je Hektar. Alle Flächen, die im Frühjahr als Grünfutterschläge vorgesehen sind, erhalten schon im Winter ihre Kalkung. Ebenso kalkt man zu Sommergetreide im Winter und verschiebt nur die Kalkung der Hackfruchtschläge auf das Frühjahr. Wintersaaten, die Kalkmangelschäden zeigen, erhalten 8 bis 10 Doppelzentner Branntkalk je Hektar oder 10 bis 15 Doppelzentner Löschkalk je Hektar auf den Kopf. Eine Schädigung der Pflanzen ist bei diesen Mengen nicht zu befürchten. Wintergetreide auf schweren Böden erhalten häufig eine leichte Kalkkopfdüngung zur Förderung der Krümelung. Dadurch wird der Boden offen und die Hackarbeit im Frühjahr ungemein erleichtert.

Man sollte es sich zur Regel machen, nur bei gutem Wetter zu kalken. Branntkalk muß bald eingeeggt oder eingegrubbert werden; bei Verwendung von kohlensaurem Kalk ist man von der Witterung unabhängiger. Er kann den ganzen Winter über auch auf Schnee gegeben werden, wenn das Gelände so eben ist, daß die Gefahr des Fortspülens bei Tauwetter nicht besteht. Man muß unter allen Umständen vermeiden, feuchten Kalk in feuchten Boden einzuschmieren, da er sich nur sehr schwer zersetzt. Je trockener der Kalk und je trockener der Boden, um so leichter ist es, beide zu vermischen, und um so besser wirkt der Kalk. Er kann von Hand oder mit der Maschine aufgebracht und mit Kali und Thomasmehl zusammen ausgestreut werden.

Billiges Hühnerfutter

Die Kartoffel ist heute das billigste Futter, das man für die Schweine- oder Hühnerfütterung verwenden kann. Gibt man aber den Hühnern einzig und allein Kartoffeln, dann mästet man die Tiere. Gemästete Hennen jedoch können nicht gut legen, so daß sie also als Eierproduzenten ausscheiden. Zum Ausgleich der Fütterung gibt man deswegen außer den gekochten, gut gedämpften Kartoffeln noch einige Schrote und zur Hauptsache Eiweißfuttermittel, wie z. B. Fischmehl und Fleischmehl, oder ein Gemisch von beiden. Am einfachsten nimmt man die im Handel erhältlichen fertiggemischten hochwertigen Eiweißkonzentrate, die für die Geflügelfütterung in besonders zweckmäßiger Weise zusammengestellt sind. Von diesem Eiweißkonzentrat gibt man je Huhn und Tag 10—12 Gramm zu den 40 Gramm gekochten Kartoffeln. Man kann aber auch, wenn man Fischmehl und Fleischmehl als Einzelbestandteile günstig einkauft, diese nehmen und gibt im ganzen je 5—6 Gramm, also insgesamt wieder 10—12 Gramm von den eiweißreichen Bestandteilen. Da die Hühner aber hiervon nicht satt werden, teilt man die Kartoffelmenge mit dem Eiweißfutter in zwei Gruppen und mischt zu jeder Portion soviel Weizenkleie und Gerstenfuttermehl, daß die Hühner bei jeder Mahlzeit ungefähr reichlich eine Stunde zu fressen haben. Das eine Futter gibt man früh gegen 7 Uhr und das andere gegen 5 Uhr abends. Die Kartoffeln werden angerührt mit Magermilch, man kann aber auch besonders bei kaltem Wetter, lauwarmes Wasser nehmen.

Lesefrucht

„Jahrelang sind Fußkrankheiten stark aufgetreten, besonders bei Winterweizen und Wintergerste, wodurch der im Westen auch heute noch verhältnismäßig starke Roggenbau zu erklären ist. Die neueren Untersuchungen scheinen darauf hinzudeuten, daß eine mitteltiefe Pflugfurche von etwa 30 bis 35 Zentimetern ohne vorheriges Stoppeln den Befall erheblich herabdrückt. Das bedingt natürlich, daß vor der Aussaat alle Maßnahmen getroffen werden, um ein gut abgesetztes Land zu bekommen. Neben der Bearbeitung des Bodens scheint auch der Aussaattermin für den Befall wesentlich zu sein dahingehend, daß spät bestellte Schläge weniger zu leiden haben, während andererseits besondere Düngungsmaßnahmen ohne Einfluß bleiben."

Dr. Wick-Berlin.

Merkworte

Gute Legehennen sind kenntlich an tiefem, geräumigem Körperbau, voller Brust, langem, geradem Rücken, gut entwickeltem, feurig rotem Kamm und Lobben, glänzenden Augen, kurzem Schnabel.

Tragende Ziegen brauchen Bewegung in der Wintersonne.

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Der Baron von Rottberg hat von dem Pferdehändler Graumann ein Reitpferd gekauft. Einen Schimmel. Er hat das Pferd genau untersucht und sich überdies von Graumann die Versicherung geben lassen, daß das Pferd vor dem Schuß stehe, d. h., daß es nicht vor einem Schuß erschrecke.

„Jawohl, Herr Baron," beteuerte Graumann, „das Pferd steht vor dem Schuß."

Der Käufer zieht mit seinem Pferd los.

Aber schon bei der ersten Probe geht der Gaul wie gehetzt beim Ertönen eines Schusses durch.

Zornentbrannt kommt der Baron Rottberg zu Graumann.

„Das ist Betrug mein Lieber!"

„Was denn, Herr Baron, was denn?"

„Das Pferd steht nicht vor dem Schuß."

„So? Das Pferd steht nicht vor dem Schuß? Herr Baron, was Graumann sagt, stimmt."

„Unsinn."

„Doch. Das Pferd steht vor dem Schuß, was es nach dem Schuß tut, haben Sie mich nicht gefragt."

*

Ein junges Mädchen wollte die Treue ihres Verlobten prüfen und bewog deshalb eine Freundin, mit ihm spazieren zu gehen. "Unterwegs sag' ihm, er solle dich küssen", bat sie.

Die Freundin willigte ein, doch als sie sich nach dem Spaziergang trafen und die Braut fragte: „Hat Jack dich geküßt, als du es verlangtest?" erhielt sie die verblüffende Antwort: „Lange, ehe ich ihn dazu auffordern konnte, tat er es von selbst."

*

„Hier sitzt du nun und zechst, obwohl es dir der Arzt streng verboten hat!"

„Aber lieber Freund, das ist ja das erste Glas in sechs Wochen — allerdings haben die sechs Wochen heute erst angefangen."

*

„Na, lieber Mann, warum sind Sie denn hier?"

„Och — ick hab in der Silvester-Nacht Blei gegossen!"

„Aber deshalb kommt man doch nicht ins Gefängnis?"

„Tja — — — es sind nämlich lauter Fünfmark-Stücke draus geworden!"

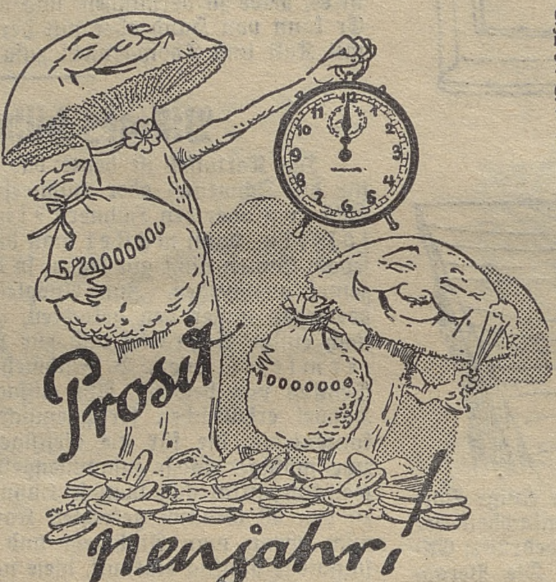
*

„Du hast ein Stück Kuchen genommen, Erich!" Hast du denn nicht gehört, daß ich nein sagte, als du darum batest?"

„Ja, aber Vater sagt doch immer, wenn eine Frau nein sagt, so meint sie ja!"

Mr. McAulay unterhielt sich mit einem anderen Landsmann über die Möglichkeiten des Sparens und vertrat dabei die Ansicht, daß er durch Erfahrung klug gemacht, jetzt nur noch Zigaretten rauche. Der andere Schotte verwunderte sich über diese Verschwendungssucht und erklärte Pfeife für bedeutend billiger. „Nein, erwiderte Mr. McAulay, denn sehen Sie, Pfeife ist wohl billiger — aber Pfeife bietet mir niemand an!"

*



Harding war gestorben und Coolidge, der Vizepräsident, sah sich plötzlich im Weißen Haus installiert. Er glaubte es kaum. Aber da kam der große Moment, wo die wichtige Persönlichkeit, die den Bewohnern des Weißen Hauses ihre Gagen überbringt, in Coolidges Kabinett eintrat und ihm einen Scheck auf den Schreibtisch legte. Da glaubte Coolidge, daß er Washingtons Nachfolger war. Die wichtige Persönlichkeit aber stand vor dem Schreibtisch und wartete. Coolidges Vorgänger, zurück bis Cleveland, hatten ihm bei dieser Gelegenheit immer etwas Freundliches gesagt. Aber Coolidge rührte sich nicht. Die wichtige Persönlichkeit wartete noch immer. Da endlich blickte Coolidge von den Staatsakten auf, merkte, daß er etwas zu sagen hatte und sagte:

„Kommen Sie wieder, je öfter, je lieber."

*

„Hans, ich habe dir schon gesagt, du sollst nicht mit dem Stuhle wackeln; hast du denn keine Ohren!"

„O ja, Mutti! Aber damit bring' ich's noch nicht fertig."

*

Der kleine Rudi liegt im Bett und seine Mutter singt ihm ein Schlummerlied. Da richtete sich der Kleine auf:

„Mutter, sing doch emal dat Lied, wo ich drin vorkomme. Ich meine dat von dene Rudi-glocke."

Mutter hat sofort verstanden und singt:

„Oh, wie wohl ist mir am Abend,
Wenn zur Ruh' die Glocken läuten."

*

„Traugott, hast du gezahlt? Nein? Und du, Klaus, auch nicht! Na, dann laßt uns gehen — worauf warten wir eigentlich noch?"

*

Dame (zum Diener): „Waren Sie mit meinem armen kleinen Ami beim Tierarzt?" —

„Ja, Madam."

„Was hat er gesagt?"

„Der Hund sei hochgradig nervös. Die Gnädige möge deshalb das Klavierspielen unterlassen."

*

„Vati, warum heißen denn die Buben von Onkel Max alle ‚August'?"

„Wieso denn, mein Sohn?"

„Er hat doch gestern geschrieben: ‚Wir haben heute den 8. August einen kräftigen Buben bekommen.'"

An den Schaltern der Untergrundbahn stehen lange Schlangen an. Ein Schotte kommt dazu, zählt sorgfältig die längste Schlange ab und stellt sich dort als Letzter auf. Sein Londoner Freund fragt ihn, ob er denn unklug geworden sei — warum er sich ausgerechnet bei der längsten Schlange anstelle? „Aber dann brauche ich doch nicht gar so schnell mein Geld auszugeben", erwidert vorwurfsvoll der Schotte.

*

„Wissen Sie", sagte Herr Krause zu einem Bekannten, „voriges Jahr Silvester hatte ich mich entschlossen, ein anderer Mensch zu werden!"

„Na — — und sind Sie ein anderer geworden?"

„O ja, das wohl — aber der hat nix getaugt!"

*

Im achtzehnten Jahrhundert, als der kritische Geschmack des Bürgertums noch in den Kinderschuhen steckte und das Ritterschauspiel modern war, bediente sich die Schauspieldirektion in Leipzig folgenden Mittels, um den Ausbrüchen der Ungeduld des Publikums entgegenzuwirken. Wurden die Zuschauer im langen Zwischenakt unruhig, so traten zwei geharnischte Ritter aus dem Vorhang hervor. Der eine rief erstaunt: „Ha, Bube, treffe ich dich? Zieh!" Der andere schrie: „Stirb, Schurke!" Dann entspann sich ein hitziges Gefecht, das vom Publikum stets mit großem Beifall aufgenommen wurde.

*

Der kleine Peter wird in der Schule viel gehänselt, weil er so krumme Beine hat, und schließlich sagt Fritzchen:

„Du, Pitt, durch deine Beine kann ja 'n Ferkel huppen."

Worauf Peter trocken meint: „Na, dann hupp man."

*

Ein alter Schotte hat sich ein neues Radio gekauft, und bald kommt sein Freund, fragen, wie der Apparat wäre. — „Oh", sagt Donald, „es ist ganz schön, zu hören, aber, weißt du, die Lampen sind so duster. Man kann gar nicht recht dabei lesen."

*

Schaffner (zum Fahrgast während des Passierens einer Eisenbahnbrücke): „Stecken Sie den Kopf lieber nicht zum Fenster hinaus!"

Passagier: „Das kann ich ja machen, wie ich will."

Schaffner: „Meinetwegen. — Wenn Sie aber die Brückenbogen beschädigen, müssen Sie den Schaden bezahlen."

Tante Ida hat ihre Neffen und Nichten zum Tee geladen.

Und die reden so gebildet daher. Von Kalorien und Vitaminen. Von innerer Sekretion und Hormonen...

„Hormonen?" horcht Tantchen auf. „Sind das nicht die in Amerika mit der Vielweiberei?"

*

„Ach, wie ulkig, Männe, da lese ich gerade in der Zeitung, daß die Textilindustrie einen Versuch mit der Einführung knopfloser Hemden machen will. Kannst du dir darunter etwas vorstellen?"

„Aber natürlich, Liebling, das sind doch genau dieselben Hemden, wie ich sie habe..."

*

Von Frauen – für Frauen

Das neue Jahr

Einen Augenblick werden wir alle in der letzten Nacht ganz still und fromm und spüren die schicksalhaften Minuten, in denen das alte Jahr zur Neige geht und das neue Jahr heraufsteigt. Weich und geheimnisvoll schwingen Gedanken in uns, wir wollen Bessermachen, Glücklichsein — was wird das Schicksal dieses Mal mit uns vorhaben? Der Moment ist vorüber, das neue Jahr ist da mit Glückwünschen und Halloh und Prosit, das Leben geht weiter und fordert sein Recht. Und wieder reiht sich Jahr an Jahr. Alles was geschieht, nehmen wir geduldig vom Schicksal entgegen und merken nicht, daß das Leben uns zwischen den Händen zerrinnt, und daß wir unsere Kraft, das Leben zu gestalten, nicht nutzen. Es ist nicht alles Schicksal, wenn unser Leben traurig ist, aber es ist bequem und eine billige Ausrede vor uns selbst, uns als vom Schicksal verfolgt vorzukommen. Wir müssen unserem Leben einen Inhalt geben und in uns Reichtümer schaffen, dafür gibt es kein „Zu spät", für niemand. Wir dürfen nicht blind sein gegen alles, was nicht direkt in Verbindung mit uns steht und um uns als Mittelpunkt kreist; wir müssen uns befreien von uns selbst und müssen der ganzen Menschheit, dem ganzen Geschehen dieser Welt mehr Verständnis und mehr Liebe entgegenbringen, sonst wird es in uns und um uns öde und trostlos. Ob wir unser Leben in den Dienst einer Sache stellen, ob wir die Schönheit des Lebens ausbreiten und für die anderen zugänglich machen, ob wir unser Leben der Menschenliebe weihen oder ob wir im engsten Kreis damit beginnen, gütiger zu sein und Harmonie zu verbreiten, alles kann Inhalt werden und über sich hinausstrahlen und andere Leben aufrichten und beglücken.

*

Tischdekoration für den Neujahrsabend

Falls man am Neujahrsabend Gäste hat, kann man sich aus Tannenreisen, Aepfeln, Nüssen und Süßigkeiten, (man kann alle bunten Naschteller dazu verwenden) eine reizende Tischdekoration herstellen. Aus Silberpapier schneidet man ein großes rundes Mittelstück (die Dekoration ist für einen runden Tisch gedacht) und umkränzt es dicht mit Tannenzweigen, Aepfeln, Nüssen und Süßigkeiten. Dazwischen stellt man versilberte Kartoffeln, die man unten flach geschnitten und ausgehöhlt hat, als Leuchter für dicke Kerzen. Von diesem Kranz aus läßt man zwischen den Gedecken Silberbänder laufen, die bis zum Ende des Tischtuches reichen. In die Mitte des Tisches, also auf das Silberpapier, stellt man je nach Geschmack entweder eine flache Schale mit Blumen oder einen schönen, nicht zu hohen silbernen Leuchter.

Gesundheits- und Körperpflege

Gar zu leicht vergißt man das wichtigste Schönheitsmittel für alle Frauen: „genügend Schlaf". Um nicht abgespannt und nervös zu sein, ist immer wieder Schlaf und nochmals Schlaf zu empfehlen. Durch nichts kann sich der Körper von allen Anstrengungen so wirksam erholen als durch Schlaf.

*

Viele Frauen waschen ihre Haare mit Hennaseifen und helfen dem eigenen, vielleicht etwas farb- oder glanzlosen Ton dadurch nach. Man kann den Farbton genau nach Wunsch abstimmen, indem man zwei oder drei Seifen miteinander vermischt. Am sichersten trifft man den gewünschten Ton, wenn man sich eine kleine Strähne herausschneidet und eine Probefärbung vornimmt.

Die Köchin spricht

Nach den vielen Feiertags-Menüs ist uns sicher einmal mit einigen leichten Rezepten gedient.

Kalbsmilch in Rotwein

Man kocht eine Kalbsmilch ein paar Minuten, häutet sie ab, spickt sie reichlich und gibt sie mit genügend Butter in den Ofen. Nach kurzer Zeit gibt man etwas Rotwein dazu und läßt die Kalbsmilch ungefähr eine halbe Stunde darin schmoren. Die Soße wird angesämt. Dazu paßt jeder Salat.

*

Kabeljau mit Champignons überbacken

Der Kabeljau wird einige Stunden mit Zitronensaft, Zwiebel und Gewürz, Salz und Pfeffer mariniert und einige Augenblicke in kochendes Wasser gelegt. Beim Hineinlegen löscht man die Flamme, da er sonst leicht zerbricht. Nun läßt man den Fisch gut abtropfen und gibt ihn in eine ausgebutterte Porzellanbackform, übergießt ihn mit einer guten, dicken holländischen Soße, an die man recht viele abgedämpfte Champignons gibt, überstreut dick mit Parmesankäse, gibt Butterflöckchen und etwas Krebsbutter darauf und läßt es ungefähr eine halbe Stunde im Ofen backen.

Frisuren des neuen Jahres



Die Frisuren

sind oft von entscheidender Bedeutung für den Gesamteindruck einer Frau. Darum kann man es so gut verstehen, daß dieses Thema für sie unerschöpflich erscheint. Nicht nur die Herren Frisöre wollen Abwechslung, sondern sie kommen nur den Wünschen ihrer Damen nach, wenn sie immer wieder Propaganda für Veränderungen machen.

Ziemlich genau entscheidet man zwischen einer Tages- und Abendfrisur. Allerdings bedarf es nur geringer Hilfsmittel, um den einfachen Schnitt des Tages in eine abendlich große Linie umzuwandeln. Ein paar angesteckte zarte Löckchen, ein kleiner tiefaufsitzender Knoten, ein bißchen Lack und schon ist der gewünschte Erfolg da. Je weicher und verwischter ein Gesichtchen ist, um so weicher darf die Frisur sein. Frauen mit klassischen Zügen werden stets eine größere Wirkung erzielen, wenn sie die Haare schlicht frisiert tragen.

Alte Bauernregeln für den Januar

Ohne Schlittschuh und Schellengeläut
Ist der Januar ein böses heut!

—o—

Am 10. Jänner Sonnenschein
Bringt viel Korn und Wein.

—o—

Im Jänner wenig Wasser, viel Wein
Bei viel Wasser wird es wenig sein.

—o—

Ist der Januar hell und weiß
Wird der Sommer sicher heiß.

—o—

Nebel im Januar
Deutet auf ein nasses Frühjahr.

—o—

Wächst das Korn im Januar
Wird es auf dem Markte rar.

—o—

Januar warm — das Gott erbarm.

—o—

Wenns im Jänner donnert überm Feld
So kommt später große Kält.

—o—

Neujahrsmorgenrot
Macht viel Not.

Das Schlechte; wohlgestellt
Laß stehen, wie es steht,
Es ist noch ungewiß
Ob's gut mit einem geht.

—o—

Letzter Tag des Jahrs
Du Bild des letzten Lebens
Lehr, o lehre mich,
Daß nicht mein Leben einst sei
Geflohn und verschwunden
Wie das verschwundene Jahr.

Der boshafte Musiker

In keiner Kunst wird seit Philodemos von Gadara und Diogenes von Seleukia, genannt der Babylonier, so eifervoll gestritten wie in der Tonkunst. Gewiß, der echte Musikus hat Lieder auf den Lippen — aber auch Haare auf den Zähnen... Dies Phänomen hat ihm die weise Mutter Natur vermutlich mitgegeben zur Erhaltung der Selbstachtung und gleichsam als Anhängeschild —: „Ganz egal, wo ich herstamme und wie lächerlich klein mein Bankkonto ist — ein Wundertier bin ich eben **dennoch**!"

Reichlichst Gebrauch gemacht hat von diesem „Aushängeschild" jener seltsame Jean-Baptiste Lully, dessen 300. Geburtstag und gleichzeitig 145. Sterbetag in dies zuenderollende Jahr 1932 fällt. Er war der Sohn eines Florentiner Müllers, kam mit vierzehn Jahren nach Paris und wurde hier zunächst einmal Küchenjunge und dann — der Begründer der nationalen französischen Oper, die das Musikleben der ganzen Welt entscheidend befruchtet hat. Der Aufstieg ging verblüffend schnell vonstatten. Sein natürlicher Mutterwitz machte ihm zwar früh schon Feinde, ließ aber auch viele sich biegen vor der boshaften Schlagfertigkeit dieses „Unikums". Kurzum, Gönner und Bewunderer schoben ihn mit vereinten Kräften an die Sonne — an den Hof Ludwigs XIV. Sieben Jahre, nachdem der kleine Florentiner Küchenlehrling nach Paris gekommen, ward er schon „Hofkomponist". Als solcher entfaltet er eine geradezu rasende Fruchtbarkeit. Und jedes einzelne dieser Werke, dieser Opern, Divertissements, dieser Balletmusiken, von denen viele sich bis auf den heutigen Tag in den Orchesterprogrammen der ganzen Welt finden, legt Zeugnis ab für die stilbildende Eigenart dieses ehemaligen Lehrlings der Gastronomie, die eine ganze Epoche völlig beherrschte.

Allerdings hatte Lully neben seinem Posten als „Hofkomponist" noch eine andere Funktion. Man könnte sie fast mit dem einigermaßen bösen und mitleidigen Wort „Hofnarr" umschreiben...

Wenn seinem Zeitgenossen Molière die Hausehre oder Hausliebe oder Hausfrau den Kopf allzu warm machte, se raste dieser meist zu seinem Freund Lully und flehte ihn mit noch wutbebenden Lippen an:

„Mach' mich lachen, Jean-Baptiste! ich flehe dich an — denn ich hab' es bitter nötig: mach' mich lachen!"

Und Lully ließ alle Teufel und Unterteufel seiner Laune spielen... und Molière: lachte.

Dies Talent seines Hofkomponisten erkannte und schätzte auch der Sonnenkönig; er benutzte es oft zur Ablenkung, wodurch Lullys Einfluß auf den König mehr und mehr wuchs.

Scheel sahen auf diese Tatsache die hochgeborenen Herren des Hofes. Einst fuhr der berühmte Minister Luvois den Hofkomponisten, diese niedrig geborene Kreatur, verärgert an:

„Wie konnten Sie sich unterstehen, sich um ein Amt in einem Kollegium zu bewerben, in welchem ich sitze?! Was haben Sie gelernt außer der Albernheit, mit der Sie andere Leute zum Lachen bringen?!"

Lully summte vor sich hin und antwortete mitten im Summen und Pfeifen:

„Eigentlich richtig. Also bitte, lehren **Sie** mich, wie man die Andern zum — Gähnen bringt!"

Machte seine Verbeugung und huschte davon, nur noch einen Fluch des hochmögenden Herrn Ministers in den Ohren.

Einst hatte Ludwig XIV. eine Gavotte komponiert und zeigte sie seinem Hofkomponisten.

Lully prüfte, zog sein italienisches Lausbubengesicht in die süßesten Falten und machte dem erhabenen Herrn eine tiefe Verbeugung, wobei er einen langen Seufzer profunder Bewunderung ausstieß.

„Delikat, Majestät, delikat! — Majestät können alles! — Majestät haben sich gesagt: jetzt komponiere ich mal einfach ein hundsmiserables Stück! — und auch das ist Majestät außerordentlich und auf das Vollendetste gelungen!"

*

War er auf Grund seiner Erfolge größenwahnsinnig geworden oder behielt er Selbstkritik?

*

Die Anekdote antwortet folgendermaßen:

Während einer Messe hörte Lully auf dem Kirchenchor eine seiner Opernarien singen. Er lauschte, krümmte sich und beugte tief erschrocken das Knie. Einige Hofherren, die nicht bei ihm standen, hörten ihn murmeln:

„Lieber Gott im Himmel, hätte ich geahnt, daß es für Dich ist, hätte ich wahrhaftig kein solches Zeug geschrieben!"

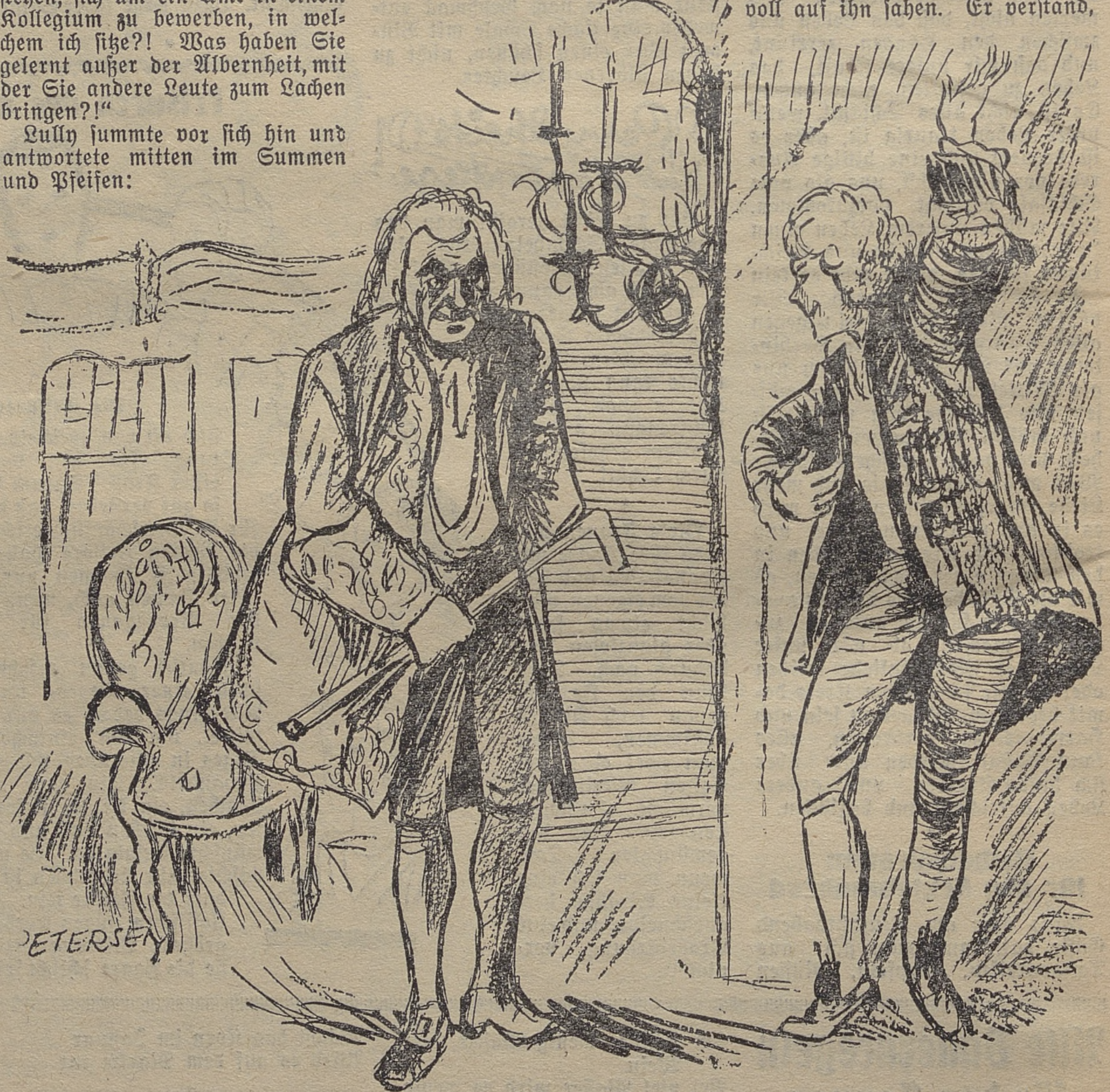
*

Wenn Lully einmal arbeitete, dann geschah es wie im Rausch, dann war er, so wie es vielen seiner Künstlerkollegen angeblich noch heute gehen soll, für nichts zu sprechen, nicht einmal für die Natur.

Er komponierte einst gerade am Spinett, als ein Gewitter ausbrach und Blitz um Blitz einschlug.

Bei jedem Donnerschlag bekreuzigten sich seine Freunde; er schrieb und schrieb und spielte weiter, obgleich die andern angstvoll auf ihn sahen. Er verstand, was diese bang-mahnenden Blicke sagen wollten.

„O, machen Sie auch ein paar Kreuze für mich," bat er endlich einen, „Sie sehen ja, ich habe alle Hände voll zu tun..."



»Mach' mich lachen, Jean-Baptiste, ich habe es bitter nötig!« sagte Molière

Allerdings geschah es dem Witzigen, daß er gelegentlich auf einen in der Boshaftigkeit ihm Ebenbürtigen stieß.

So hatte er nach dem Text von Perrin eine neue Oper geschrieben. Am Tage der Aufführung begegnet er seinem Freund Saint-Evremont und lädt ihn herzlich ins Palais Royal, wo die Premiere stattfindet.

Saint-Evremont lehnt ab.

„He, was?!“ ruft Lully erstaunt, „Sie wollen nicht kommen? Sie haben doch immer behauptet, uns beide, den Perrin und mich, so außerordentlich zu schätzen?“

Saint-Evremont betrachtet sich den Erstaunten.

„Gewiß, jeden für sich. Sie als guten Musiker, Perrin als findigen Poeten. Aber da Sie zusammen eine Oper geschrieben haben, so haben beide sich die größte Mühe gegeben, sich gegenseitig zu behindern. Und nun soll ich etwas anhören, was kein Schauspiel und nur die Hälfte einer Musik ist? — Nein, ich komme nicht. — Adieu.“

Auch Lully hatte seine Mitstrebenden und Konkurrenten. Eines solchen Oper mußte er sich eines Abends anhören. Er begann sich bald zu krümmen. Nach der ersten „Pièce“ murrte er gähnend vor sich hin:

„Zwanzig Franken für einen Gedanken!“

Wenige Minuten darauf bot er vierzig, nach einer halben Stunde steigerte er sein Angebot auf achtzig Franken.

Und in der Mitte des Stückes stand er auf und ging, leise seinem Nachbarn zuflüsternd:

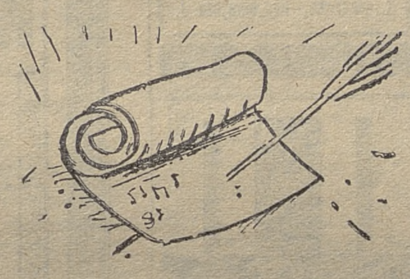
„Nein, ich muß weglaufen! Ich bin nämlich nicht reich genug ...“

*

Das ist Jean-Baptiste Lully, der Schöpfer der großen Oper, genannt „der boshafte Musiker“. Viele fürchteten ihn — viele liebten ihn.

Für die Liebe zeugt ein Sinngedicht von Santeuil, das er auf Lullys Tod im Jahre 1987 schrieb, und das in deutscher Uebertragung also lautet:

„Treuloser, feindseliger, verwegener, tollkühner, unvernünftiger, grausamer und blinder Tod:
wir wollen dir alles dieses vergeben und uns nicht über dich beklagen:
du magst immerhin deines Amtes walten.
Aber da du uns den Lully entrissest, der die Lust des Königs und des Volkes war
und der die Welt mit niegehörten Tönen entzückte,
so klagen wir nur:
du bist taub gewesen ...“





Von Karl Heinrich Mohr

Nicht lange nach der Jahrhundertwende, vor nunmehr an die 30 Jahren, stach von Englands Küste ein Dampfer in See zu großer Fahrt nach New York. Es war die Jungfernreise dieses neuesten und modernsten Ozeanriesen der damaligen Zeit, der an Größe und Komfort alles übertraf, was man bisher kannte. Hatte die „Deutschland“ den Atlantik in der unerhört kurzen Zeitspanne von nur 6 Tagen überquert, so sollte ihr neuer, größerer und luxuriöser Rivale noch weniger gebrauchen. Ein neuer Rekord sollte aufgestellt, das „blaue Band des Ozeans“ für England zurückerobert werden.

Während in den Kesselräumen halbnackte Heizer ruß- und schweißgebadet die nimmersatten Feuerrachen mit ungezählten Tonnen schottischer Kohle speisten und hunderte von Mann Besatzung für Naviegierung, Wärtung und Versorgung sorgten, ergingen sich an die 2000 Passagiere gelassen in diesem in jeder Hinsicht gigantischen schwimmenden Hotel.

Allein eine steinalte Dame machte die Reise nicht aus eigenem Antrieb mit. Man hatte ihr auch keine Kabine angewiesen, sie ruhte, wohl verpackt und verwahrt, unten im Laderaum. Es war die Mumie einer altägyptischen Prinzessin königlichen Geblüts, die zugleich Priesterin am Tempel des Ammon-Ra gewesen war und um 1600 vor Christus lebte.

So segensreich ihr Wirken zu ihren Lebzeiten gewesen sein mag, so verderbenbringend ward es für fast alle, die sich um ihre Mumie zu schaffen machten. Es ist darüber das Folgende bekannt:

Einer englischen Expedition war das Auffinden der Mumie beschieden. Der Auffinder selbst büßte wenige Tage nach der Entdeckung den rechten Arm durch eine unerklärliche Entladung seines eigenen Gewehrs ein. Ein zweites Expeditionsmitglied starb nach Verlust des gesamten Vermögens im selben Jahre, ein drittes wurde alsbald erschossen. Mister W., der Besitzer des Fundes, fand, nach Kairo zurückgekehrt, nur mehr einen geringen Bruchteil seines großen Vermögens vor und verstarb nicht lange danach.

Man transportierte die Mumie zu der Schwester des Mister W. nach England und mit ihr zog Unglück auf Unglück ins Haus. Daher wurde beschlossen, sie dem Britischen Museum zu schenken, zuvor aber sollten bei einem Fotografen Aufnahmen davon gemacht werden. Es gelang nicht: anstatt der Mumie gab das Bild die Züge einer Lebenden mit boshaft lechtenden Augen wieder, der Fotograf aber starb kurz darauf eines schnellen und geheimnisvollen Todes.

Eine Woche, nachdem die weiland Prinzessin-Priesterin im Museum angelangt war, verstarb ihr Transporteur, seinem Helfer stieß ein schwerer Unfall zu. Eine weitere fotografische Aufnahme des seltenen Stückes kam infolge ungünstiger Beleuchtungsverhältnisse nicht zustande. Dafür wurde dem Fotografen auf der Heimfahrt vom Museum beim Verlassen des Eisenbahnabteils ein Daumen zerquetscht, und eines der Kinder seines Gehilfen, der mit ihm gekommen war, verletzte sich unterdessen an einem Glassplitter.

Die Meldungen von Museumsbesuchern, welche durch bloße Besichtigung der Mumie Schaden davongetragen hatten, häuften sich. Den Museumswärtern wurde die Sache derart unheimlich, daß sie an die Leitung die Forderung stellten, entweder den Mumiensarg zu entfernen oder auf ihre weiteren Dienste zu verzichten. Daraufhin schaffte man das mysteriöse Objekt in den Keller, nachdem man es im Ausstellungssaal durch eine Nachbildung ersetzt hatte.

Damit schien sowohl den Anforderungen des Personals und des Publikums Rechnung getragen zu sein als auch der Mumie selbst, denn der Spuk hörte auf. Es mochte ihr aber wohl nicht beschieden sein, im Keller des Britischen Museums für immer zur Ruhe zu kommen. Ein amerikanischer Aegyptologe erkannte die Fälschung und wandte sich darob entrüstet an die Museumsleitung. Zu ihrer Rechtfertigung konnte diese nicht umhin, den Herrn ins Vertrauen zu ziehen und ihn in den Keller zu geleiten, damit er sich von dem Vorhandensein des Originals überzeugen könne. Der Amerikaner überzeugte sich nicht allein, er erbot sich auch, die Mumie käuflich für sein Land zu erwerben. Ohne viel zu handeln, gingen die Engländer auf sein Angebot ein.

An Bord der eben fertiggestellten, erstmals auslaufenden und rekordsüchtigen „Titanic“ sollte die Ueberfahrt von vonstatten gehen. Nie hat die „Titanic“ den New Yorker Hafen ereicht! Mit der dreieinhalbtausendjährigen Prinzessin-Priesterin im Laderaum rammte sie in voller Fahrt inmitten des Ozeans einen gewaltigen Eisberg — ihre Jungfernfahrt wurde zur größten, zur erschütterndsten Schiffskatastrophe aller Zeiten!

Allerlei Wissenswertes

Wasser braucht die doppelte Menge Wärme wie Festland, um sich auf eine bestimmte Temperatur zu erwärmen. Dieser Tatsache verdanken die Monsunwinde Ostasiens ihre Entstehung.

*

Die höchsten Wassertemperaturen wurden im Roten Meer gemessen, nämlich 34 Grad; die höchsten Landtemperaturen betragen 78 Grad (Wüste).

*

Im Niveau des Meeres übt die Luft auf einen Quadratmeter einen Druck von 10 336 Kilogramm aus. Sie hält einer Quecksilbersäule von rund 760 Millimetern das Gleichgewicht. Ein Liter reine Luft wiegt 1,293 Gramm.

*

Der Umstand, daß wir auf der Erde keinen plötzlichen Übergang vom Licht zur Finsternis haben, sondern zwischen beiden eine Dämmerung, ist darauf zurückzuführen, daß in der Luft kleine Staubteilchen enthalten sind Durch diese werden die Lichtstrahlen zerstreut, so daß es zum Beispiel bei uns erst völlige Nacht wird, wenn die Sonne 18 Grad unter den Horizont gesunken ist. Darauf ist es auch zurückzuführen, daß gewöhnliche Schatten nicht zur völligen Dunkelheit werden. Auf dem Monde dagegen, der von keiner Lufthülle umgeben ist, sind die Schatten völlig dunkel.

*

Englisch sprachen im 16. Jahrhundert 3 Millionen Menschen, deutsch 15 Millionen. Im 18. Jahrhundert jedoch sprachen 9 Millionen englisch, 20 Millionen deutsch; zu Beginn unseres Jahrhunderts sprachen 125 Millionen englisch und 90 Millionen deutsch.

*

Brasilien verdankt seinen Namen dem Brasilholz (Rotholz).

Spuk in der Silvesternacht.



Lehmanns Mädchen hat die Antenne als Trockenleine benutzt. — Ja, ja, die Tanzmusik.

An die Buchhandlung ....
in ....
oder
an die „Dom“ Verlags-Gesellschaft
Lemberg (Lwów), Zielona 11.

Bitte senden Sie

mir den Kalender für 1933

Deutscher Heimatbote

in Polen

enthaltend: Kalendarium
Märkteverzeichnis
wichtige Adressen
Posttarif
praktische Winke
und eine Fülle guter Erzählungen

zum Preise von **zł 2.—**

zuzüglich Porto zł 0.50, zus. 2.50 zł.

Den Betrag überweise ich gleichzeitig durch den Postboten.

Ort u. Post ....
(bitte genau)
Name ....
(bitte genau)

Hier abtrennen und in einem offenen Briefumschlag mit 5 gr frankiert absenden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.